

Die große Gruselserie von Jason Dark

Horror-Teenie

Band 858 ● 2,00 DM
Schweiz Fr 2,00 / Österreich S 16
Frankreich F 9,00 / Italien L 2500 / Niederlande f 2,60 / Spanien P 250





Horror-Teenie

John Sinclair Nr. 858

von Jason Dark

erschienen am 13.12.1994

Titelbild von Mónica Pasamón

Sinclair Crew

Horror-Teenie

Die Nacht war warm, die Nacht war mondhell, und Mandy Friedman war splitternackt!

Die Neunzehnjährige liebte die Nacktheit, sie liebte diese Nächte, denn beim Schein des Mondes überkam sie dieses wilde, animalische Gefühl, das sie seit ihrer Rückkehr aus Ägypten nicht mehr losgelassen hatte. Sie hatte sich die Kleider vom Körper gerissen und war auf die Lichtung gerannt.

Lachend, Schreie ausstoßend, die Arme immer wieder in die Höhe schleudernd. Sie hatte sich auch gedreht, sie hatte mit den Füßen aufgestampft und den Mund weit aufgerissen, als sollten die Tiere der Nacht selbst ihr Innerstes sehen. Keuchend, aber nicht erschöpft hatte sich Mandy rücklings ins Gras fallen lassen.

Sie genoß das Gefühl, diesen weichen, natürlichen Teppich unter der nackten Haut zu spüren. Er war so schlicht, aber dennoch wertvoller als alles Künstliche.

Das Gras lebte. Es streichelte sie. Der laue Wind im Mondlicht spielte mit den Spitzen.

Es war ihre Nacht. Wie für Mandy geschaffen.

Weit weg von ihrem Zuhause konnte sich Mandy endlich so geben, wie sie es schon seit Monaten fühlte. Sie war nicht mehr der Mensch, sie spürte das Tier in sich, die Verwandlung war nicht mehr aufzuhalten, und Mandy würde sich mit ihrem Körper und all ihren Sinnen hingeben.

Sie wußte auch, daß in dieser Nacht noch andere Dinge geschehen würden. Die Natur hatte es ihr mitgeteilt. Die anderen Kräfte, die nur für sie greifbar waren, hatten ihr klargemacht, daß sie in diesen Stunden wieder ein Stück weiterkommen würde.

Sie wollte die Vollkommenheit erreichen. So vollkommen wie das Rund des Mondes am Himmel, der so ungewöhnlich klar war, denn keine Wolkenstreifen trieben an seinem Gesicht entlang.

Für Mandy hatte der Mond ein Gesicht. In ihrer Welt gab es nichts Gesichtsloses. Was für andere Menschen tot war oder überhaupt nicht existierte, hatte für sie eine besondere Bedeutung.

Nach dem trockenen Tag war es etwas feucht geworden, und diese Feuchtigkeit brachte auch den anderen Geruch mit. Er schwebte normalerweise als Ganzes über der Wiese, aber Mandy nahm ihn anders wahr. Sie roch jede Blüte, jede Blume, jedes Kraut. Sie filterte den Geruch, wie es kaum ein Mensch schaffte.

Irgendwann zog sie die Beine an. Mandy hatte lange, herrliche Beine, um die sie oft genug beneidet wurde. Wie auch um ihren Körper, der zwar nicht den idealen Maßen entsprach, an dem man sich trotzdem ergötzen konnte.

Mandy wußte das.

Sie kleidete sich gern provokant. Sie ließ dabei viel von ihrer Haut sehen, aber sie ließ es nicht zu, daß irgendwelche fremden Hände nach ihr grapschten.

Mandys Herz, ihr Sinnen und Trachten, gehörte völlig anderen Dingen. Weit hielt sie die Augen offen, als sie den Mond anstarrte. Sie hatte das Gefühl, dieses Licht aufsaugen zu können, das sich letztendlich in ihren Pupillen manifestierte und dann seine Kraft in ihren Körper hineingleiten ließ.

Mondlicht, Werwölfe, Vampire - eine wilde Natur. Kräfte, die im Verborgenen blühten, wurden in derartigen Nächten wach, und diese Kräfte würden auch sie beglücken, davon ging sie aus.

Die Beine hielt sie angewinkelt. Ihre Füße standen auf dem weichen Grasteppich. Aber sie bewegte die Hände und auch die Arme, als sie mit den vom Gras feucht gewordenen Handflächen zuerst an ihren Oberschenkeln entlang in die Höhe strich und beide Hände dann, genau über den Brüsten, auf einander zuführte.

Sie streichelte dabei ihre Brustwarzen, die vorstanden und zu harten Knospen geworden waren.

Mandy stöhnte auf…

Die Zunge umtanzte kreisend die Lippen. Stoßweise ging ihr Atem. Es lag nicht allein daran, daß sie sich selbst massierte, es hatte noch einen anderen Grund. Tief in ihrem Innern spürte sie, daß sich etwas anbahnte, auf das sie so sehnsüchtig gewartet hatte.

Von den Brüsten glitten die Hände ins feuchte Gras.

Mandy Friedman atmete noch heftiger. Sie kochte, sie stand unter Dampf, sie wahr wahnsinnig erregt, denn in ihr tobte so etwas wie eine gewaltige Vorfreude. Sie mußte sich zusammenreißen, hob den Kopf leicht an und bewegte ihre Augen, um zu den Rändern hinschauen zu können, denn von dort würde ES kommen. Noch war nichts zu sehen.

Mandy hatte das Gefühl, von lebenden Personen beobachtet zu werden. Es war das Unterholz, das sich bewegte, denn immer wieder strich der Wind wie mit zarten Fingern durch die Gräser oder dünnen Sommerpflanzen, um sie tanzen zu lassen.

Sie war allein.

Kein Mensch schaute ihr zu. Aber Mandy fühlte sich nicht allein. Die andere Kraft war da, sie hatte sich nur für einen Moment zurückgezogen, als wollte sie noch einmal Kraft schöpfen. Mandys Atem hatte sich mittlerweile beruhigt, und so konnte sie sich wieder auf die Geräusche in ihrer Umgebung konzentrieren.

Sie hatten sich verändert.

Da war ein Rascheln zu hören, das nichts mit dem Wind zu tun hatte. Dieses Rascheln hatte eine andere Ursache. Sie hatte sich aus dem nächtlichen Dunkel des Waldes gelöst und fand den Weg zum Ziel.

Schleichend, zielsicher. Ein Tier, das mit der Nacht vertraut war und sich wohl fühlte.

Mandy hielt den Atem an. Ihre Augen glänzten noch stärker. Sie wäre am liebsten in die Höhe geschnellt und hätte ihren Blick schweifen lassen, aber sie riß sich zusammen. Nicht sie gab den Ton an, sondern die anderen Kräfte. Sie mußte sich danach richten, mußte ruhig sein, artig und auch demutsvoll.

Das andere kam!

Mandy rollte mit den Augen und schielte dann nach rechts.

Dort bewegte sich nichts.

Der Blick nach links.

Die Spitzen der Gräser schienen ihr zuzuwinken, und über den Halmen ebenso wie zwischen ihnen bewegte sich ein Schatten geradewegs auf sie zu.

Ja, so mußte es sein!

Mandy stöhnte vor Wonne auf. Ihre Finger kämmten das Gras.

Der Schatten wanderte.

Es war groß und dunkel. Sah beim ersten Hinsehen aus wie ein gewaltiges Untier, das seine Höhle verlassen hatte, um sich auf die

Beute zu stürzen.
Eine Beute, die sie war!
Aber sie war es gern, denn sie lechzte danach, Beute zu sein. Mandy schaffte es nicht, die Starre in ihrem Körper zu halten. Sie bewegte sich unruhig von einer Seite auf die andere, als wollte sie jetzt schon die Vorfreude auf das Kommende genießen.
Der Schatten ließ sich Zeit, aber er wuchs!
Er nahm Gestalt an.
Er war lang, hatte einen breiten Kopf, von dem die Ohren abstanden. Er wirkte wie der Umriß eines Tigers, dieser von anderen Tieren unbesiegbaren Raubkatze, und so unbesiegbar wie der Tiger im Dschungel oder der Steppe wollte auch sie werden.
Es würde klappen.
Die Sehnsucht fraß sie auf. Mandys Lippen zitterten. Worte flossen abgehackt und keuchend hervor.
»Komm… komm… komm zu mir…«
Es raschelte.
Diesmal ganz in ihrer Nähe. Sogar sehr nahe, zum Greifen nahe. Sie mußte einfach sehen.
Links.
Mandy drehte den Kopf.
Und sah die Katze!

***

Beinahe hätte sie vor Freude geschrieen, und sie schrie auch, aber es war kein normaler Schrei. Es war ein Schrei oder ein Triumph, den sie nach innen richtete. Sie jubelte, daß das Tier gekommen war. Es hatte sie nicht im Stich gelassen, es stand in Höhe ihrer Schulter, hielt den Kopf vorgestreckt, so daß dieses Katzengesicht direkt über dem ihren schwebte und sie geradewegs in die Augen schaute, die so facettenreich waren. Sie schimmerten in Grün, in Blau, in Türkis.
Diese Augen waren es, die Mandy faszinierten und auch hypnotisierten. Sie zogen sie in ihren Bann.
So stark, daß alles um sie herum verschwamm. Das Gesicht, die Ohren, auch das halbgeöffnete Maul der Katze. Nur die Augen blieben und damit die Botschaft aus einer lange zurückliegenden und fernen Zeit.
Mandy fühlte sich wohl, als sie eintauchte in dieses gleichzeitige Vergessen und Erinnern. Während des Blicks schwamm sie weg, sie wurde körperlos und schwebte wie eine Feder in dem Sammelsurium ihrer Erinnerungen. Ihre Umwelt nahm sie nicht mehr wahr. Sie merkte auch nicht, wie sich die Katze bewegte und geschmeidig auf den nackten Körper der Frau kletterte. Der Körper des Menschen wurde für die schwarze Katze zu einem Laufsteg, auf dem sie

einherschritt. Sie hatte den Kopf nach vorn gedrückt, sie rieb ihn an der Haut, und das weiche Fell streichelte die Nackte, deren Atemzüge schon einem Stöhnen glichen.

Über Mensch und Tier schwebte der Mond. Er glotzte wie ein bleiches Auge nach unten. Sein silbriger Schein huschte über das Fell des Tieres hinweg. Aus dem Maul drang die Zunge hervor, der schwarze Körper drehte sich, dann leckte die Zungenspitze der Katze über das Kinn der Liegenden hinweg.

Mandy Friedman genoß diesen Kontakt. Es war herrlich für sie, ihn erleben zu dürfen. Die Katze sorgte dafür, daß sie sich so unwahrscheinlich wohl fühlte. Mandy blieb auch nicht auf einer Stelle liegen. Je mehr Zeit verstrich, um so stärker zeigte sich ihre innere Erregung. Sie wälzte sich im Gras herum und stöhnte dabei. Die Katze knurrte und fauchte auch leise, und sehr bald schon unterschieden sich die Geräusche zwischen Mensch und Tier kaum noch voneinander.

Das Gras war wie eine Decke. Ein wunderbarer Schutz, zu dem sich noch das Mondlicht gesellte.

Eine wunderbare Zeit lag vor Mensch und Tier. Die herrliche Wiese hielt sie umfangen. Die andere Welt war vorhanden. Sie sorgte dafür, daß Mensch und Tier gemeinsame Erinnerungen erlebten, und bei Mandy waren es eben die alten Bilder aus vergangenen Zeiten, die immer wieder so plastisch in der Erinnerung hochstiegen, daß sie den Eindruck hatte, selbst zu einem Teil der Vergangenheit geworden zu sein. Sie spürte die Kraft der Katze sehr deutlich, und dieser Strom übertrug sich auch auf sie.

Mensch und Tier gingen auf dieser nächtlichen und vom Mondlicht beschienenen Lichtung eine seltsame Vereinigung ein. Sie kamen einander in einer unbeschreiblichen Liebe und Verbundenheit näher. Sie schlossen einen Pakt, ohne miteinander gesprochen zu haben, denn auf einer anderen Ebene kommunizierten sie wunderbar miteinander.

Wie lange Mandy Friedman keuchend über die Lichtung gerollt war, innerlich vereint mit einer fremden Seele, konnte sie nicht sagen. Irgendwann »erwachte« sie, und es kam ihr tatsächlich vor, als wäre sie erwacht, obwohl sie nicht geschlafen hatte.

Sie schlug die Augen auf.

Keine Katze mehr.

Dafür der Mond, der noch immer schien, aber jetzt in einer anderen Position über ihr stand.

Sie atmete schwer. Ihre Brust hob und senkte sich bei jedem Atemzug. Sie spürte auch das Phantomgewicht der Katze auf ihrem Körper, schmiegte sich gegen die Wärme des Fells und glaubte auch, die Bewegungen der sanften Pfoten zu spüren.

Aber da war nichts, ihre Hand griff ins Leere. Keine Katze, kein Fell, auch nicht die hypnotischen Augen, sie war allein in der Dunkelheit und spürte auch den Wind, der über ihren Körper strich.

Diesmal fror sie. Es mochte am Schweiß liegen, über den sie ihre Hände gleiten ließ. Katzenhaare klebten plötzlich an ihren Fingern. Katzenhaare!

In Mandys Augen leuchtete es auf. Sie fing an zu kichern. Es war das Kichern eines kleinen Mädchens.

Noch immer blieb sie auf dem Rücken liegen. Sie machte den Eindruck einer Person, die sich daran gewöhnt hatte, ihr Bett im Gras des Waldes zu finden, um sich den Erinnerungen hinzugeben.

Mandy forschte nach, was sie erlebt hatte. Sie wollte sich erinnern, aber die Rückbesinnung war nur verschwommen, wurde allerdings von einem überschattet.

Die Katze war da.

Die Katze hatte sie genährt.

Die Katze hatte mir ihr gespielt. Sie war auf ihren Körper geglitten und hatte sich dort wohlgefühlt.

Und es war noch mehr passiert. Etwas aus den Tiefen der Vergangenheit mußte durch die Anwesenheit der Katze hervorgeholt worden sein und hatte sich tief in die Erinnerung der Mandy Friedman hineingegraben.

Sie wußte sehr genau, daß da etwas gewesen war. Nur konnte sie sich nicht daran erinnern, welche Einzelheiten man ihr mitgeteilt hatte. Sie ahnte nur, daß es sehr wichtig gewesen war. Jeden Gedanken verglich sie mit einer Botschaft, die leider verschüttet war.

Mandy richtete sich auf.

Zum erstenmal seit langer Zeit hatte sie sich wieder hingesetzt. Dabei spürte sie den Schwindel, der dieser Bewegung folgte, und die Bäume am Rand der Lichtung tanzten ebenso wie das Unterholz.

Sie hob die Arme und preßte die Hände gegen ihr Gesicht. Für eine Weile blieb sie in dieser Haltung sitzen, den Kopf voller Gedanken, wobei sie keinen konkreten aus diesem Wirrwarr herausfiltern konnte, alles war da, das stimmte schon, aber die Dinge hatten sie einfach überrollt, und sie kam damit nicht zurecht.

Tief holte sie Luft.

Es war herrlich für Mandy, die würzige Kühle in die Lungen zu saugen. Es tat ihr gut. Der Wald sorgte für diese Frische, und allmählich verging auch der Schwindel.

Die Realität holte sie zurück. Zum erstenmal stellte Mandy fest, daß sie nackt war. Das kam ihr richtig zu Bewußtsein, aber diese Nacktheit störte sie nur insofern, daß sie plötzlich fror. Der Wind war nicht mehr so warm und schmeichelnd. Er hinterließ auf ihrer Haut einen Schauer. Die Kühle floß hindurch, sie erreichte ihre Adern und

breitete sich zusammen mit dem Blutfluß aus.
Eine Gänsehaut entstand. Sie strich mit beiden Händen über den Körper hinweg. Dabei schaute sie zu, wie die dünnen Haare der Katze nach unten rieselten.
Mandy wartete noch. Sie fühlte sich nicht stark genug, jetzt aufzustehen und die Umgebung zu verlassen. Erst allmählich kehrten die normalen Kräfte zurück und verdrängten die Erinnerung an den mystischen Besuch der Katze.
Mandy stolperte über den Begriff mystisch.
Wieso mystisch?
Katze war Katze. Und diese Katze fühlte sich eben zu einem Menschen hingezogen. Sie selbst war zu dieser Lichtung gegangen. Jemand hatte ihr befohlen, hierher zu kommen. Dabei wußte sie nicht, wer es gewesen war. Sie wollte ihn nicht als eine Person bezeichnen. Es war ein ES gewesen.
Oder war es die Katze?
Mandy kam damit nicht zurecht. Sie dachte nur daran, daß sie irgend etwas in die Wege geleitet hatte, das von nun an ihr Leben bestimmen würde.
Es hing mit der Katze zusammen. Durch sie war sie hergelockt worden, und die Katze hatte auch den Weg zu ihr gefunden. Eine schlichte, schwarze gewöhnliche Katze.
Oder?
Nein, das war sie nicht gewesen. Mandy ging davon aus. Es mußte einfach etwas anderes dahinterstecken. Dieses Tier war nicht mit einer simplen Hauskatze zu vergleichen gewesen. Mandy wußte nicht, wie viele Katzen auf der Welt umherstreunten, aber für sie stand fest, daß sie die Katze, die sie besucht hatte, kannte.
Ja, das war es!
Sie kannte die Katze, und die Katze kannte Mandy.
Die junge Frau saugte die Luft tief ein. Sie glaubte, das Pochen ihres Herzens sogar zu hören. Es kam einzig und allein auf die Katze an, die ihr nicht fremd gewesen war.
Mandy stand auf.
Sie wollte jetzt nicht länger darüber nachdenken. Plötzlich fürchtete sie sich vor der Zukunft. Sie war zerrissen, und über ihren nackten Körper rann ein kalter Schauer, der sie so stark frieren ließ, daß sie anfing zu zittern.
Es hatte keinen Sinn mehr, nackt durch den Wald zu laufen. Sie mußte sich so schnell wie möglich anziehen.
Ihre Kleidung hatte sie am Rand der Lichtung deponiert.
Sie lag auch noch dort, wo Mandy sie abgestreift hatte. Die Feuchtigkeit der Nacht hatte den Stoff klamm werden lassen. Mandy streifte den Slip über, sie griff zum dünnen Pullover, sie schlüpfte in

die Jeans und hängte sogar ihre Riementasche schräg über den Körper, nachdem sie auch die Schuhe angezogen hatte.

Jetzt war sie fertig.

Am Rand der Lichtung stehend warf sie einen Blick zurück und sah das Rund wie einen an der Oberfläche schimmernden Teich vor sich liegen. Kein Tier ließ sich blicken. Erst recht nicht die Katze. Die Finsternis des Waldes hatte sie aufgesaugt.

Mandy strich über ihre Haare. Sie waren dunkel und kurz geschnitten. Auf dem Kopf verteilten sie sich in unterschiedlich langen Strähnen, die fransig in die Stirn hingen.

Was habe ich getan? fragte sie sich. Habe ich überhaupt etwas getan, oder bin ich es nicht gewesen?

Mandy kam mit ihren eigenen Gedanken nicht zurecht. Sie war durcheinander, wobei sie sich eigentlich hätte freuen müssen, aber bei ihr lief eben alles anders.

Das Erlebnis hatte sie geschockt. Mandy war nicht in der Lage, mit sich selbst zurecht zu kommen.

Dabei mußte sie Stärke beweisen, schon den anderen gegenüber.

Man hatte sie als Anführerin auserkoren. Sie wollte auch die Gruppe leiten. Sie hatte den Harbour cats Stärke versprochen, und diese Stärke mußte sie auch beweisen.

Ja, die Zukunft würde es bringen.

Die Zukunft!

Immer wieder dachte sie an diesen Begriff. Sie hämmerte ihn sich ein. Sie war davon überzeugt, daß er für sie da war. Die Zukunft mußte gerade für eine Person wie sie etwas Besonderes sein, denn die Zukunft sollte sie zur Königin machen.

Plötzlich lachte sie.

Diesmal war es kein Kichern oder Glucksen, das aus ihrem Mund hallte. Das Lachen wehte wie ein grausamer Triumph über die einsame Lichtung und verklang im Wald.

So wie sie konnte nur eine Person lachen, die sich ihrer Stärke voll und ganz bewußt war…

***

Wie immer war Mandy Friedman am Abend allein. Wenn sie an ihre Eltern dachte, konnte sie nicht einmal lachen, sondern nur abwinken. Beide hatten sich vor einem Jahr getrennt, nach Zeiten der Hölle, die vor allen Dingen Mandys Mutter stark mitgenommen hatte. Sie war zu einer verhärmten, tief depressiven Frau geworden und war schließlich verschwunden. Einfach weggetaucht.

Ihr Vater hatte es mit einem Achselzucken hingenommen. Es war nicht einmal zu einer Aussprache zwischen Mandy und ihm gekommen. Eines Tages war er erschienen, hatte seine Sachen gepackt

und war kurzerhand verschwunden. Auf Nimmerwiedersehen, das hatte er noch seiner Tochter mit auf den Weg gegeben, und sie hatte ihn seit diesem Tag auch nie gesehen, ebenso wie ihre Mutter.

Die Eltern waren einfach untergetaucht. Es gab sie nicht mehr, und Mandy hatte sich damit abfinden müssen.

Sie hatte es geschafft!

Sie war sogar in der Lage gewesen, die kleine Wohnung zu behalten, die ihr früher immer wie ein Rattenloch vorgekommen war. Jetzt aber, wo sie allein darin wohnte, kam sie ihr vor wie die schönste Villa, auch wenn beinahe Tag und Nacht die Geräuschkulisse des Hafens sie umgab, aber das gehörte eben dazu. Sie hatte sich ebenso daran gewöhnt wie an den London City Airport, den Flughafen in der Nähe, auf dem allerdings nur kleine Maschinen landeten.

Der Hafen war ihr Reich.

Hier war sie aufgewachsen, hier hatte sie gelernt, sich durchzuschlagen und zu überleben. Hier hatte sie ihre ersten Erfolge errungen, das erste Geld gemacht, und hier war sie angesehen, denn keine geringere als sie führte die Bande der Harbour cats.

Die Hafen-Katzen!

Sie waren eine Gruppe von Teenies, die sich gesucht, gefunden und zusammengeschlossen hatten, und sie würden sich auch von niemandem vertreiben lassen, auch von ihren ärgsten Feinden nicht, den Canal rats, den Kanal-Ratten, die ein gewisses Gebiet innerhalb des gewaltigen Hafenkomplexes für sich beanspruchten.

Es war bereits zu regelrechten Schlachten gekommen, in denen die Hafen-Katzen bewiesen hatten, daß sie zu keinem Kompromiß bereit waren. Mal hatte die eine Seite gewonnen, mal die andere, und immer war Mandy ganz vorn mit dabeigewesen.

Sie stand auf der Liste der Kanal-Ratten weit oben. Wenn sie aus dem Verkehr gezogen wurde, brach die Bande auseinander. Das wußte Mandy, und deshalb war sie besonders vorsichtig.

Früher hatte sie auch Angst gehabt. Die allerdings war seit der Nacht auf der Lichtung verschwunden. Die dort zugebrachte Zeit hatte ihr viel gegeben. Sie fühlte sich ungemein stark, sie hatte die Furcht zurückdrängen können, und sie ging davon aus, daß sie einen Kampf gegen den Anführer der Konkurrenz-Bande gewinnen würde, auch wenn dieser ihr an Körperkräften weit überlegen war.

Der Kerl nannte sich Malice, Er war gemein, brutal und hinterhältig. Er würde nicht eine Sekunde scheuen, sie zu vernichten, wenn er sie in seine Klauen bekam.

Er würde sie vergewaltigen, sie lächerlich machen und möglicherweise auch unter die Erde bringen.

Ihm war alles zuzutrauen, nur war er bisher noch nicht in ihre direkte Nähe gekommen. Nie hatten sich die beiden Hauptfeinde Auge

in Auge gegenübergestanden. Malice hatte nur immer seine Leute vorgeschickt, die allerdings einer direkten Konfrontation ausgewichen waren.

Doch die Zeichen verdichteten sich, daß es zu einer Entscheidung kommen würde. Jeder beanspruchte den Platz in diesem Gebiet des Hafens, denn von gewissen Raubzügen lebten beide Banden. Sehr viele Waren wurden auf den Piers gelöscht, und die beiden Banden waren raffiniert genug, um sich einen Teil dieser Waren zu holen. Es gab genügend Hehler in London, die ihnen all die Dinge abkauften, und so konnten sie ihr Leben damit finanzieren.

Aber es war eng geworden.

Die Harbour cats wollten alles, die Canal rats ebenfalls. Das konnte nicht gutgehen.

Mandy wußte es. Sie hatte es auch ihren Mitstreiterinnen gesagt, und die hatten sich darauf eingestellt. Sie sollten, wenn eben möglich, den Kanal-Ratten aus dem Weg gehen. Sich für eine Weile zurückhalten, bis von Mandy das Okay kam.

Wie sie genau vorgehen würde, wußte sie auch nicht. Sie mußte alles an sich herankommen lassen, denn Mandy gehörte zu den Menschen, die spontan reagierten.

Seit der Begegnung mit der Katze hatte sich auch ihre Gefühlswelt verändert. Mandy war sensibler geworden. Sie hatte zwar einen scharfen Verstand, zu ihm allerdings hatte sich noch ein Instinkt hinzugesellt, und der wiederum schien ihr von der Katze überlassen worden zu sein. An dieses Tier mußte sie immer denken. Es bestimmte ihr Leben. Einmal nur hatte sie es bewußt erlebt, aber Mandy wußte auch, daß sie stets unter dem Schutz der Katze stand, daß sie von ihr nicht aus den Augen gelassen wurde, und so konnte sie sich sicher fühlen.

Sie war sogar in ihrem Zimmer gewesen. Nachts, als Mandy in einen tiefen Schlaf gefallen war, hatte sie die Anwesenheit der Katze gespürt und sogar ihr Schnurren gehört. Das hatte ihr Sicherheit gegeben, und diese Sicherheit war nicht abgebröckelt. Im Gegenteil, sie fühlte sich gestärkt und gekräftigt.

An diesem Abend war es wieder soweit. Mandy brauchte Geld. Sie mußte in der Nacht unterwegs sein, um auszuspionieren, was wo lagerte. Die Schuppen und Lagerhäuser waren voll. Sie hatte mit einem Hehler gesprochen, der ihr jede Menge Jeans abnehmen würde. Er selbst wollte sie dann über den Schwarzen Markt in den Osten schaffen, wo die Hosen bestimmter Marken sehr gefragt waren.

Der Hehler hatte Mandy direkt angesprochen. Er erwartete eine Entscheidung während der nächsten drei Tage. Mandy mußte sich deshalb beeilen, und aus diesem Grund war die Nacht auch so ungemein wichtig für sie. Sie mußte herausfinden, wo die Jeans genau

lagerten. Daß welche eingetroffen waren, wußte sie schon, schließlich hatte sie ihre Beziehungen, aber die Lagerhäuser waren groß, und die Waren lagen nicht immer an einer Stelle.

Sie zog sich um.

Das war für sie so etwas wie ein Ritual, denn Mandy verwandelte sich in ein Geschöpf der Nacht.

Dabei dachte sie weniger an einen Vampir oder Dämon, sondern vielmehr an ein Tier, an eine Katze eben, die sich im Schutz der Dunkelheit bewegte und selbst nicht gesehen wurde.

Um den Schutz auch optimal ausnutzen zu können, brauchte Mandy dunkle Kleidung. Sie liebte weiches Leder, das wie eine zweite Haut auf ihrem Körper lag. Die Hose war eng, aber so geschmeidig, daß sie sich darin ohne Störungen bewegte. Nichts klemmte, nichts kniff, auch nicht bei dem engen Oberteil, das als Jacke geschnitten war und eine Handbreite über dem Gürtel endete, so daß die nackte Haut zwischen Hose und Jacke hindurchschimmerte.

Mandy, die vor dem Spiegel stand, lächelte. Sie sah deutlich, daß sich die Brustwarzen unter dem dünnen Leder abhoben, und sie gestand sich ein, daß sie verdammt sexy aussah.

Sie war der Typ Kindfrau.

Der Schmollmund, das runde Gesicht, die kurzen Haare, die kleine Nase, so ähnlich hatte früher einmal eine französische Filmschauspielerin ausgesehen, die als Sexsymbol die Männer verrückt gemacht hatte. Sie ähnelte ihr, aber noch mehr einer gewissen Isabelle Adjani, die von Mandy verehrt wurde. Wenn möglich, ließ sie keinen Film aus, in der Isabelle mitspielte. Nur die kurzen Haare paßten nicht zum Adjani-Outfit, was Mandy nicht weiter störte, denn lange Haare waren oft genug ein Hindernis. Sie wußte, wovon sie sprach, denn früher einmal hatte sie die Haare lang getragen und bei einer Auseinandersetzung mit zwei jungen Burschen waren sie ihr büschelweise ausgerissen worden.

Das würde heute nicht mehr geschehen.

Einen letzten Blick warf sie in den Spiegel. Sie war mit sich zufrieden, auch mit der Farbe ihrer leicht schrägstehenden Augen. Diese grünen Pupillen erinnerten in der Tat an die Augen einer Katze. Auch bei ihr waren sie nicht nur grün, sondern schimmerten in verwandten Farben. Sie kam der Katze immer näher, und sie spürte auch deren Schatten wie einen Leibwächter.

Es war ihr vor allen Dingen in den letzten Stunden aufgefallen. Da hatte sich ihr Inneres verändert.

Es war wie eine Warnung und eine gleichzeitige Beruhigung gewesen. Mandy hatte daraus die Konsequenzen gezogen. Beweise gab es nicht, nur rechnete sie damit, daß die folgenden Stunden verdammt gefährlich werden konnten, wobei sie selbst sich nicht zu fürchten

brauchte.
Die Spannung ließ sich nicht leugnen. Noch einmal strich sie mit den Handflächen über das Leder, als wollte sie dort jede Falte glätten, lächelte sich zu - und schrak zusammen, weil sie plötzlich das Gefühl hatte, nicht mehr allein zu sein.
Da war etwas!
Mandy war irritiert.
Sie schaute sich um, änderte aber ihren Platz vor dem Spiegel nicht. Das kleine Zimmer hinter ihr war leer. Sollte ich mich so geirrt haben? fragte sie sich.
Nein, das nicht.
Kein Irrtum!
Sie spürte die Kälte auf ihrem Gesicht. Dann lauschte sie, doch es war nichts zu hören. Im Zimmer blieb es still, wobei sich der Eindruck, nicht mehr allein zu sein, verstärkte.
Wieder warf Mandy einen Blick in den Spiegel.
Da sah sie den Schatten!
Sehr deutlich zeichnete er sich auf der Spiegelfläche ab, obwohl sich niemand in ihrer Nähe befand, der den Schatten hätte dorthin werfen können.
Er war einfach da, und es war ein Schatten, der ihr plötzlich keine Furcht mehr einjagte.
Im Spiegel sah sie schwach den dunklen Umriß eines Katzenkopfs, in dessen Gesicht sich für einen Moment zwei schimmernde Augen hervorschälten.
Mandy öffnete den Mund, um etwas zu sagen. Sie hob den Arm, als wollte sie nach dem Katzenschatten greifen. Der aber verschwand ebenso plötzlich, wie er erschienen war.
Mandy atmete tief durch. Sie zitterte, aber sie fühlte sich nicht schlecht, denn man hatte ihr eine bestimmte Nachricht übermittelt, die sie eigentlich froh stimmen mußte.
Sie war nicht mehr allein. Jemand beschützte sie und gab auf sie acht. Und das war gut so. Sie war nicht allein. Die Nacht auf der Lichtung hatte Früchte getragen.
Die große Freude drang durch. Das Gesicht der Katze im Spiegel kam ihr vor wie das einer Freundin, zu der sie sich stark hingezogen fühlte. Und das würde auch so bleiben.
Die Katze und sie, der Mensch!
Zwei verschiedene Personen, sogar zwei verschiedene Persönlichkeiten, aber dennoch eine Einheit.
Konnte ein Mensch fühlen wie eine Katze?
Mandy Friedman wußte es nicht. Nur hatte sie den Eindruck, diesem Tier sehr, sehr nahe zu sein.
Sie öffnete den Mund. Es hätte sie gewundert, wenn anstatt eines

Atemstoßes ein Fauchen über ihre Lippen gedrungen wäre.

Das Schattenbild der Katze verschwand. Der Spiegel hing wieder normal vor ihr an der Wand.

Mandy trat zurück. Sie drehte sich um und verließ das winzige Bad, das noch ihr Vater eingebaut hatte. Er hatte einfach einen Teil der Küche abgetrennt, aber die rasch in die Höhe gezogene Wand nie richtig abgedichtet, so daß die Feuchtigkeit sich überall hatte niederschlagen können. Deshalb auch der Schimmel an den Wänden.

Im Haus wohnten mehrere Parteien. Es waren Leute, die von der Hand in den Mund lebten. Streitigkeiten und haßerfüllte Ausbrüche waren in diesen engen Buden an der Tagesordnung. Beinahe jeden zweiten Tag stand die Polizei vor irgendeiner Tür, aber Mandy kümmerte sich nicht darum. Wer lange hier lebte, der gewöhnte sich an das Umfeld.

Mandy Friedman verließ die Wohnung und betrat das Treppenhaus, in dem es eigentlich nie ruhig war. Sie konnte sich zumindest nicht daran erinnern. Irgendwo im Haus gab es immer Streit, dann überstrahlten die lauten Stimmen sogar noch die Geräusche der Fernseher.

Mandy lief die Treppen hinab. Auf dem letzten Absatz hockten zwei Männer und tranken Bier aus der Dose. Sie waren schon angetrunken und kriegten Stielaugen, als sie die junge Frau in ihrer hautengen Lederkleidung sahen.

Um an den beiden vorbeizukommen, mußte Mandy über sie hinwegsteigen, was sie auch tat.

Einer streckte den Arm aus, um ihr zwischen die Beine zu greifen. Mandy war schneller. Ein Tritt erwischte den Mann am Ohr. Der Kerl brüllte und kippte gegen die Wand.

Mandy huschte vorbei. Sie fluchten hinter ihr her, und der andere Typ warf ihr eine halbleere Bierdose ins Kreuz, wobei er sie als Nutte beschimpfte.

Die Frau kümmerte sich nicht darum. Sie lief auf die Haustür zu, öffnete sie und verschwand.

Draußen atmete sie durch.

Es war noch nicht ganz dunkel geworden. Die Nacht hielt sich zurück, aber über London lag ein blaugrauer Himmel, dessen Farben sich miteinander mischten und der deshalb so wirkte, als hätte ein Maler auf einer Leinwand mit dunklen Farben experimentiert.

Die Straße war eng. Dicht an dicht standen die Häuser. Ruhe herrschte hier nie. Im Hafen wurde noch gearbeitet. Dort strahlten die breiten Scheinwerfer und machten die Nacht zum Tag. Sie hörte sie typischen Geräusche, wenn irgendwelche Kräne quietschten oder Ladungen in Containerschiffe polterten.

Dort war ihre Welt.

Da lagen auch die Schuppen und Lagerhallen. Aber auch die alten Speicherhäuser, nicht so groß wie in Hamburg, aber auch durch zahlreiche Gänge und Wege miteinander verbunden. Selbst über Brücken konnte man gehen, und Mandy kannte sich dort einigermaßen aus.

In dieser Nacht mußte sie woanders hin. Die Jeans lagerten in einer aus Fertigteilen rasch errichteten Halle. Die Waren wurden schnell umgeschlagen, in zwei Tagen würden sie nicht mehr dort sein, deshalb mußte sich Mandy beeilen. In dieser Nacht wollte sie alles checken, in der nächsten würde sie ihre Freundinnen zusammenrufen, um sich die Klamotten zu holen.

Den Weg kannte sie im Schlaf. Sie hätte ihn wirklich mit verbundenen Augen gehen können, aber sie hielt die Augen weit offen, denn sie hatte die Warnung nicht vergessen.

Man beobachtete sie. Die andere Bande wollte alles, und das war eben sie.

Mandy stand an der Spitze der Hafen-Katzen. Wer sie aus dem Verkehr zog, hatte gewonnen.

Rasch hatte sie die normale Straße hinter sich gelassen. Es gab eine Abkürzung, die sie kannte. Dazu mußte sie über die Gleise der Hafenbahn gehen, und in dieser Gegend war es wirklich nicht ratsam, sich bei Dunkelheit aufzuhalten.

Nur wenige Lampen brannten. Da sie das Licht auf die Gleise warfen, blieb die Umgebung im Dunkeln.

Hin und wieder lagerten hier auch Fässer oder große Holzstöße. Auf den von der Hauptstrecke abzweigenden Nebengleisen standen Waggons. Jenseits der Schienen ragten die mächtigen Behälter in den Himmel, in denen brennbare Flüssigkeiten gelagert wurden: Öl und Benzin. Von dort führten Pipelines bis direkt an die Docks.

So weit brauchte sie nicht. Außerdem war dieses Gebiet abgetrennt und wurde bewacht. Ihre Geschäfte sahen anders aus. Aber die Gleise mußte Mandy überqueren.

In der Nacht fuhren kaum Züge. Die Güter waren schon tagsüber weggeschafft worden. Nur hin und wieder durchdrang das Rattern die Stille dieser Umgebung.

Mandy kam nicht mehr dazu, die Gleise zu überqueren. Plötzlich waren die beiden Kerle da, und sie wußte sofort, daß sie zu den Kanal-Ratten gehörten.

Sie hatten hinter einem Holzstapel gelauert, und einer von ihnen hatte aus der Deckung hervor seine Waffe geschleudert. Es war eine Bola, ein Fanggerät, wie man es in Südamerika benutzte. Die Kugeln hingen an drei Seilen, und wer dieses Gerät beherrschte, der war schon ein kleiner König. Unter den Kanal-Ratten gab es jemand, der das schaffte. Die Kugeln schlugen gegen Mandys Körper.

Die Seile hatten sie regelrecht gefesselt, so daß sie die Arme nicht mehr bewegen konnte.

Ein Ruck, sie kippte nach hinten. Während des Falls hörte sie noch das Lachen, dann lag sie mit dem Rücken auf den spitzen Schottersteinen.

»Wir haben sie.«

»Ja, endlich.«

Noch immer gefesselt versuchte Mandy, sich auf die Seite zu drehen. Ein auf dem Boden schimmernder Ölfleck schmierte durch ihr Gesicht. Einen Moment später griff eine harte Hand zu und zwang sie auf den Rücken.

Der Stahl eines Messers schimmerte. Er wurde ihr an die Kehle gedrückt. Darüber sah sie das grinsende Gesicht einer Kanal-Ratte. Mandy kannte den Kerl. Er war knapp siebzehn, aber wahnsinnig gewalttätig. Seine Haare trug er lang, sie bildeten im Nacken einen Zopf. Er war nicht der Bolaschwinger, der hielt sich an der anderen Seite auf und kicherte wie ein Irrer vor sich hin.

Der Mann mit dem Messer hieß Dave. Sein bleiches Gesicht schimmerte schweißnaß. Er stank nach irgendwelchen Gewürzen, die aus den Poren der Haut drangen, und dieser Geruch mischte sich mit dem der Schnapsfahne, die über seine Lippen wehte.

Er lachte, bevor er sprach. »Hast du Angst vor der Ratte?«

»Nein. Wir sind die Katzen, und du weißt, daß Katzen Ratten fressen.«

Dave kicherte. »Aber nicht im wirklichen Leben, nicht bei uns. Wir haben dich, und ich habe das Messer. Wir können mit dir machen, was wir wollen, und ich werde dir deine Klamotten in Fetzen von der Haut schneiden, darauf kannst du dich verlassen. Ich will eine nackte Katze vor und unter mir. Das wird ein Spaß, du…«

Sie spuckte ihm ins Gesicht!

Das hätte Mandy nicht tun sollen. Dave zuckte zwar hoch, verlor aber für einen Moment die Kontrolle über sein Messer, so daß die Spitze einen blutigen Streifen auf dem Hals hinterließ.

Dave sprang auf und trat zweimal zu. Als er es zum drittenmal tun wollte, griff der andere ein und hielt ihn fest. »Nein, nicht so, wir wollen noch was von ihr haben.«

Dave wischte über seinen Mund. »Okay, du hast recht, Paco, wir wollen noch was von ihr haben, und anschließend überlassen wir sie Malice.« Er lachte.

Mandy krümmte sich am Boden. Die Tritte hatten weh getan. Auch die Wunde am Hals schmerzte, und sie spürte, wie aus ihr die kleinen Blutstropfen sickerten.

Am meisten aber ärgerte sie sich über sich selbst. Daß sie tatsächlich in diese Falle gelaufen war, wo sie doch eine so große Vorsicht hatte

walten lassen. Sie war eben nicht vorsichtig genug gewesen.

Vielleicht hatte sie sich auch zu stark ablenken lassen, so etwas kam ja auch vor.

Zwei Hände rissen sie hoch.

Paco blieb im Hintergrund, aber Dave stand dicht vor ihr und grinste sie an. »Na, wie fühlst du dich jetzt - du heiße Hafen-Katze?«

Mandy schwieg.

Er schlug ihr gegen die Wange. »Ich will wissen, wie du dich fühlst, du Nutte!«

»Mies.«

Die Antwort hatte Dave hören wollen. »Klar, du fühlst dich mies. Wie schön.« Er lachte wieder.

»Und ich verspreche dir, daß du dich noch mieser fühlen wirst, wenn wir beide mit dir fertig sind. Das verspreche ich dir, und ich bin bekannt dafür, daß ich meine Versprechen auch halte, Süße.«

Sie wußte, daß etwas geschehen würde, aber Mandy wußte nicht, wo dies passierte. Bestimmt nicht hier draußen. Beide Gangs kannten sich in dieser Gegend aus. Sie wußten, wo es leere Räume oder Schuppen gab, in denen man nicht mal Schreie hörte, nicht in dieser Umgebung, wo andere Gesetze herrschten.

Paco hatte die Bola so geworfen, daß sie zwar die Beine, nicht aber die Arme bewegen konnte.

Mandy erhielt einen Stoß in den Rücken und stolperte vor den beiden Kanal-Ratten her.

Sie schafften sie nicht über die Gleise, blieben aber in ihrer Nähe und folgten ihnen bis zu einem in der Dämmerung sich abzeichnenden viereckigen Klotz.

Auch das Haus kannte Mandy. Früher einmal hatte hier ein Mann der Hafenbahn gearbeitet und die Gleise überwacht. Er hatte die Weichen gestellt, die Signale gesteuert, aber das gehörte der Vergangenheit an. Heute hatte man auch bei der Hafenbahn auf Computer umgestellt.

Die metallene Tür zum Backsteinhaus zeigte viele Rostflecken. Dave zerrte einige Male fluchend an der Tür, bis er es geschafft hatte, sie zu öffnen.

Dann zog er Mandy hinein.

Sie stolperte über die Schwelle, prallte gegen das Pult und entdeckte noch die verrotteten Schalter und Anlagen, die längst nicht mehr funktionierten.

Der Boden war schmutzig, die Wände ebenfalls, und das zu den Gleisen hingerichtete Fenster an der Frontseite des kleinen Hauses zeigte einen dicken Schmierfilm.

Dave zerrte die Tür zu. »So«, sagte er nur, als er stehenblieb. »Das wird ein Spaß.«

Mandy rührte sich nicht. Sie war noch immer gefesselt, was sich sehr

bald änderte, denn Paco löste mit einer geschmeidigen Bewegung die Bänder, und die Kugeln prallten mit dumpfen Geräuschen zu Boden.

Dave zog wieder sein Messer. Er hielt es so dicht vor seinem Mund, als wollte er mit der Zungenspitze über die Klinge lecken, doch er grinste nur. »Stell dich mit dem Rücken an die Wand, Süße!«

»Und dann?«

»Stell dich hin!« schrie er.

»Ja, ja, schon gut.« Sie nickte und drehte sich zur Seite. Die Hüfte und der Rücken schmerzten noch immer. Dort hatten sie die Tritte getroffen, und sie schwor sich, daß sie diese Behandlung nicht vergessen würde.

Warum habe ich denn keine Angst? fragte sich Mandy. Jede andere in ihrer Lage hätte gezittert, denn ihr war die Brutalität dieser beiden Kanal-Ratten bekannt. Mandy hatte das Gefühl, als wäre etwas in ihrem Innern damit beschäftigt, sie zu beruhigen. Das kam ihr schon seltsam vor.

Paco hatte seine Bola fallen lassen. Er starrte Mandy mit glitzernden Augen an. Sein Blick war lüstern. Mandy erkannte es selbst im schwachen Dämmer dieses Hauses.

»Ich kann dich mit dem Messer aus deinen Klamotten herausschälen«, erklärte Dave mit einer Stimme, die seiner eigenen ziemlich fremd war. Wahrscheinlich hatte er sie mal in einem Film gehört. »Dabei garantiere ich aber nicht, daß meine Hand nicht zittert, und deshalb gebe ich dir die Chance, es selbst zu tun, Süße. Mit einem Striptease. Na, ist das was?«

»Ich ziehe mich vor euch Dreckschweinen nicht aus!«

Mit dieser Antwort hatten weder Paco noch Dave gerechnet. Während Paco lachte und den Haarzopf durch seine Finger gleiten ließ, bekam Dave große Augen. »Hast du das wirklich so gemeint, wie du es uns gesagt hast, Hafen-Katze?«

»Ich sage immer, was ich denke.«

»Dann wird es schlimm für dich und schön für uns.« Er grinste, und seine Hand mit dem Messer zuckte vor. Plötzlich klebte es unter der Kehle der jungen Frau.

»Und jetzt schiebe ich dir das Messer langsam zwischen die Titten. Ich schlitze dir die Kleidung auf, ich werde mit deinen Titten spielen, und ich werde…«

Er sprach weiter, er sagte die schlimmsten Dinge, aber Mandy Friedman hörte nicht zu.

Warum habe ich keine Angst? fragte sie sich immer wieder. Was ist nur mit mir los?

Daß etwas nicht stimmte, spürte sie. In ihrem Innern tat sich etwas. Da kochte plötzlich das Blut, und fremde, für sie uralte Gedanken überschwemmten sie wie eine Welle.

»Wir sind die Macht, wir sind die Götter. Wir werden angebetet. Man muß auch dich anbeten. Die Zeit ist reif…«

Es war eine fremde Stimme, die durch ihren Kopf hallte. Sie hatte sie schon einmal gehört, aber sie konnte sich im Moment nicht daran erinnern. Die Umgebung veränderte sich zudem. Mandy glaubte plötzlich, sich inmitten eines Tempels zu befinden, in dem seltsame Lichter brannten und sich aus streng riechenden Nebelschwaden ein Katzenkopf hervorschälte.

Sie wollte etwas sagen.

Nein, sie sprach nicht mehr.

Aus ihrem Mund drang ein Fauchen.

Mandy schloß die Augen, die Bilder ließen sich nicht vertreiben, dann öffnete sie die Augen wieder und mußte feststellen, daß Dave nicht mehr vor ihr stand.

Er war zurückgewichen.

Er starrte sie an, aber gleichzeitig auch über sie hinweg, als würde sich hinter ihr etwas abmalen, das ihn furchtbar erschreckte. Paco stand neben ihm und hatte seine Hände gegen das Gesicht gedrückt, als könnte er das grauenvolle Bild nicht ertragen.

Nur Mandy wußte nicht Bescheid.

Niemand tat ihr etwas, als sie sich bewegte und den Kopf drehte.

Zwei Augen schauten sie an.

Katzenaugen!

Die malten sich auf der schmutzigen Scheibe ab. Und es waren die Augen der Katze, mit der sich Mandy in der Nacht auf der Lichtung herumgetrieben hatte.

Ihr Schutztier.

»Weg hier!« brüllte Dave und stieß Paco zur Seite. Er wollte auf die Tür zurennen, dazu kam es nicht mehr, denn plötzlich war das Raubtier über ihm…

***

Blut spritzte, als spitze Krallen die Kleidung des jungen Mannes ebenso zerfetzten wie seine Haut.

Er wußte nicht, was hier ablief. Er war mit dem Gesicht gegen die harte Eisentür geprallt, und er hörte hinter sich die Schreie seines Freundes Paco, in die sich das donnernde Fauchen mischte, als wäre ein riesiges Raubtier in das kleine Haus eingedrungen. Sein Rücken erhielt Schläge, die ihn in die Knie zwangen. Er fiel hin. Die Krallen rissen die Haut wie Papierstreifen von seinem Körper.

Der Schmerz brachte ihn beinahe um. Trotzdem schaffte er es noch, sich zu drehen, und er sah Paco am Boden liegen.

Sein Freund hatte kaum noch ein Gesicht. Nur Blut und Haut, wohin er auch schaute.

Dann war der Schatten bei ihm.
Mensch, Katze?
Vielleicht beides?
Dave wußte es nicht. Seine Welt war durcheinander geraten. Die Realität gab es nicht mehr, eine andere Kraft oder Macht hatte die Kontrolle übernommen.
Vor ihm wuchs das Monstrum hoch.
Ein Mensch mit Katzenaugen oder eine Katze mit menschlichem Körper.
Aus dem weit geöffneten Maul drangen Laute, die ihn an schrille Signaltöne erinnerten.
Dann fiel ein Schatten auf ihn nieder. Messer drangen tief in seinen Körper. So empfand er die Krallen jedenfalls. Sie schlugen zu. Immer und immer wieder.
Dave fühlte schon bald keine Schmerzen mehr. Und auch der Biß, mit dem die Kehle zerfetzt wurde, war für ihn nicht mehr als ein sanftes Streicheln, denn der Tod hatte bereits seine Krallen nach ihm ausgestreckt…

***

Fitty Jones schaute mich an. Er hatte bewußt die Innenbeleuchtung des Wagens eingeschaltet, um auch mein Gesicht sehen zu können. »Sie wissen, John, was auf Sie zukommt?«
»Ja.«
»Denken Sie immer daran!«
Vom Rücksitz her meldete sich Suko. »Hören Sie, Fitty, wir sind keine Kleinkinder.«
»Das weiß ich selbst. Aber normalerweise beschäftigen Sie sich mit anderen Fällen als ich. Daß wir uns bei den Ermittlungen treffen würden, das begreife, wer will. Wir sind zwar beim selben Verein, und doch unterscheiden sich unsere Jobs. Ich will helfen, Sie wollen einsperren oder irgendwelche Wesen vernichten, was bei Ihnen auch legitim ist, aber nicht bei mir, denn ich habe es mit jungen Menschen zu tun, und ich bin noch immer ein so idiotischer Idealist, der daran glaubt, diese jungen Leute auf den normalen Weg zurückbringen zu können.«
»Stimmt. Warum sagen Sie uns das?« Ich lächelte. »Das haben wir längst gewußt, Fitty.«
Fitty Jones nickte. Er war einer der bunten Vögel, ohne die keine Polizei in der Welt auskam. Man konnte ihn nicht als einen Untergrundagenten bezeichnen, denn es war bekannt, für wen er arbeitete, aber er war so etwas wie ein Idealist, der den Schlamm des Verbrechens von unten her austrocknen wollte, und dazu mußte er an die jungen Leute heran. Er wollte ihnen klarmachen, daß es trotz

allem noch Alternativen gab, als im Verbrechen zu landen, und solche Menschen konnte man eigentlich nur bewundern, denn die Rückschläge überwogen immer die Erfolge.

Jones war in der Gegend bekannt. Er liebte den Hafen, er war hier aufgewachsen, er kannte hier alles, man informierte ihn auch, er lebte zwischen ihnen, und er fiel auch wegen seiner Kleidung nicht auf. Bekannt war er auch für seine graue Mütze, einem gestrickten Etwas, das wie ein Topfdeckel auf seinem Kopf saß. Darunter zeichnete sich das breite und bärtige Gesicht eines zweiunddreißigjährigen Mannes ab, dessen schmale Augen ständig glitzerten, als würde darin Eis tauen.

Fitty Jones stach auch sonst nicht ab. Er lief herum wie ein Hafenarbeiter. Mal im Overall, mal in der Jacke und der verbeulten Hose, nur seine Kopfbedeckung nahm er nicht ab.

Und er war ein Mann, der sich zwischen die Fronten stellte. Fitty wußte über die Jugendbanden sehr gut Bescheid. Ihm war bekannt, wer gegen wen kämpfte. Auch wenn es kaum Erfolg zeigte, versuchte er immer wieder, zwischen den Banden zu vermitteln und sie letztendlich zu sprengen, indem er den Mitgliedern irgendwelche Jobs anbot, auch wenn diese nur tage- oder wochenweise durchgeführt werden konnten. Aber die Jungen und Mädchen hatten zumindest das Gefühl, für ihr Geld etwas getan zu haben. Sonst nahmen sie es anderen nur weg, und das war zumeist mit Gewalt verbunden.

Fittys Aufgabe war mehr als schwierig. Ich hätte lieber irgendwo Steine geklopft, als sie zu übernehmen, aber auch bei Fitty Jones gab es einen Zeitpunkt, wo er resignieren mußte und einfach nicht mehr weiterkam. Da war er dann auf die Hilfe anderer angewiesen, in diesem Fall auf die von uns beiden.

Um was ging es?

Um zwei Tote.

Ein gewisser Dave und ein gewisser Paco waren völlig zerfetzt und beinahe schon ausgeblutet in einem alten Bahnwärterhaus gefunden worden. Beide gehörten einer Bande an, die sich Canal rats nannte und die den Londoner Hafen unsicher machten.

Die Kanal-Ratten wollten die Herrschaft, aber sie schafften es einfach nicht, denn eine zweite Bande, bestehend aus weiblichen Mitgliedern, die Harbour cats, machten ihnen immer wieder einen Strich durch die Rechnung. Klar, daß es zu Auseinandersetzungen gekommen war. Es hatte auch Verletzte gegeben, aber keine Toten.

Bis zum Auffinden der beiden Leichen.

Spezialisten waren hinzugezogen worden. Man hatte die Toten gründlich untersucht, und die Wissenschaftler waren übereinstimmend zu der Ansicht gelangt, daß diese tödlichen Verletzungen nur von irgendwelchen Raubtieren stammen konnten. Von Riesenkatzen, Tiger

oder Löwen.
Beide liefen im Hafen nicht frei herum, und wenn, dann wären sie längst entdeckt worden.
Das Rätsel also blieb.
Der Krieg der Banden stoppte, denn der Tod der beiden Mitglieder hatte auch die anderen erschreckt. Keiner von den Kanal-Ratten konnte sich vorstellen, wer die beiden Mitglieder umgebracht hatte. Man stand vor einem Rätsel.
Natürlich auch Fitty Jones, der eingeweiht worden war. Und er hatte den Fall an seine nächst höhere Dienststelle weitergegeben, wo man nicht lange überlegt hatte, denn jemandem war eingefallen, daß es da einen gewissen Sir James Powell gab, dessen Zwei-Mann-Abteilung sich um übersinnliche Dinge und Vorgänge kümmerte.
Suko und ich bildete diese Abteilung. Ob die beiden Morde etwas mit dem Übersinnlichen zu tun hatten, wußte keiner von uns zu sagen, und auch Fitty Jones hatte auf entsprechende Fragen nur die Schultern heben können und sich mit Vermutungen rausgehalten.
Er hatte allerdings eines getan und uns über die Interna hier in der Hafengegend sehr gut informiert, wobei er sein moralisches Mäntelchen stets flattern ließ, so daß wir uns vorkamen wie zwei Schüler, die vom Rektor belehrt wurden.
Wir wollten an diesem Abend den Anführer der Kanal-Ratten besuchen. Er hieß Malice. Ob dies sein richtiger Name war, wußte selbst Fitty nicht. Jedenfalls wurde er nur Malice genannt, was im weitesten Sinne so etwas wie gewalttätig bedeutete, und dazu stand er auch, wie wir von Fitty Jones wußten.
»Ihr müßt ihn eben mit anderen Augen sehen«, sagte er uns noch einmal. »Denkt nicht an seine Bande, sondern an die beiden Mitglieder, die auf so grausame Art und Weise umgekommen sind. Die Kanal-Ratten haben einiges auf dem Kerbholz, das weiß ich, ohne es aber beweisen zu können, doch Morde dieser Art traue ich ihnen nicht zu.«
»Die beiden gehörten ja zur Bande«, sagte ich.
»Eben.«
»Und wie verhält es sich mit den Hafen-Katzen?« fragte Suko.
Der eigentlich immer ernst wirkende Fitty Jones gestattete sich ein Grinsen. »Ich bitte Sie, Suko, das sind Frauen, Mädchen, Teenies.«
»Na und?«
»Halten Sie die etwa für die Täter?«
»Moment, das habe ich nicht gesagt. Aber es gibt hier in der Gegend zwei Gangs.«
»Stimmt.«
Jede Gang, Bande, Clique hat ihren Treff, ihr Home. Das verhielt sich bei den Kanal-Ratten nicht anders als bei anderen Gangs außerhalb

des Hafens. Nur versammelten sich die Kanal-Ratten nicht in einer Kneipe, sondern in einem alten Bunker am Rande einer alten Schlackenhalde, in deren Nähe wir parkten.

Ich drückte die Autotür auf und verließ den Rover als erster. Die anderen folgten. Über dem Gelände lag eine komische Geruchsmischung. Es stank nach fauligem Wasser, nach Öl, auch nach Kohle und Metall. Der Gestank zog deshalb nicht ab, weil kaum Wind wehte, zudem ein Tief im Anmarsch war, das die Luft nach unten drückte. Von den Piers her klangen die Melodien der Arbeit, harte Geräusche, die ab und zu vom düsteren Tuten einer Schiffssirene übertönt wurden.

Die Aufbauten der Schiffe ragten hoch über die Kaimauern hinweg. Sie sahen aus, als würden sie in der Luft schweben, genau in den Lücken zwischen den hohen Kränen, die auf mich den Eindruck skelettierter Monstren machten.

Malice war von Jones informiert worden, daß wir zu dritt bei ihm erscheinen würden. Der Anführer hatte rasch zugestimmt, sicherlich stand er noch unter Schock, den der Tod seiner beiden Kumpane bei ihm hinterlassen hatte.

Es gab keinen richtigen Weg. Wir gingen über ein flaches, aus Schlacke bestehendes Gelände. Im Laufe der langen Jahre hatte sich hier so etwas wie Natur gebildet. Hohes Unkraut, karges Buschwerk, ein wenig Grün in einer sonst grauen Gegend.

Grau war auch der Bunker.

Wir sahen den viereckigen Eingang, die alte Stahltür, aber von dem Bunker selbst bekamen wir nicht viel zu Gesicht. Er war praktisch in die Halde hineingebaut worden, auf dem ebenfalls das Unkraut und Niederholz seinen Platz gefunden hatte.

Vor dem Eingang warteten zwei junge Männer.

Sie hatten uns schon kommen sehen, und ihre Haltungen spannten sich, als wir in die Nähe gerieten.

Einer griff in die Tasche und holte ein Sprechgerät hervor. Auch damit waren sie ausgerüstet. Sie hatten sich das Ding bestimmt nicht gekauft.

Der zweite Knabe schaute uns an. Er war dünn, knochig und hatte anstelle des Gürtels eine Kette um seine Hüfte gewickelt.

Wir blieben stehen.

Fitty Jones hatte uns gebeten, ihm alles zu überlassen, und daran hielten wir uns auch. Er hob die Hand und sprach den Knaben mit dem Sprechgerät an.

»Du weißt Bescheid?«

»Ja.«

»Was sagt Malice?«

»Ihr könnt reingehen.«

»Gut.« Jones nickte uns zu. »Kommen Sie!«

Der Dürre trat die Tür mit dem rechten Fuß auf. Sie war gut geölt und schwang relativ leicht nach innen. Als wir den Knaben passierten, bedachte er uns mit einem Blick, der besagte, daß wir besser zur Hölle gehen sollten als in den Bunker.

Wir traten trotzdem ein.

Es war eine Welt für sich, in der es sogar Strom gab. Dafür sorgte ein Generator. Eine Kette aus schlichten Glühbirnen hing unter der Decke. Sie erhellte den Teil des Bunkers, den sich die Bande als ihr Home eingerichtet hatte.

Gemütlichkeit ist relativ. Sie mochten es so ansehen, ich nicht. Auf dem Böden lagen Matratzen, es gab auch Stühle, sogar Regale, einen alten Kühlschrank. Der Fernseher war auch da, sogar eine alte Stereoanlage, und der Chef selbst saß in einem Korbsessel, während sich seine Kumpane mit normalen Stühlen zufriedengeben mußten.

Neben Malice zählte ich fünf Mitglieder.

Sie alle starrten uns an. Keiner sprach ein Wort. Das Schweigen wirkte beinahe wie eine Drohung.

Sie wußten ja, wer wir waren. Daß einmal Polizisten ihr Home betreten würden, damit hatten sie wohl nicht gerechnet. Dementsprechend verunsichert waren sie, steckten aber auch voller Aggressivität, was ich spürte.

Der Chef selbst entspannte durch sein Grinsen und die begleitende lockere Handbewegung die Situation. Er war ein Typ wie damals Che Guevara. Zumindest trug er eine derartige Mütze. Sie saß schief auf seinem Kopf, einen Bart hatte er sich auch wachsen lassen, und der Rest seiner sichtbaren Gesichtshaut war mit dicken Pickeln übersät. Er trug grüne Tarnkleidung aus Armeebeständen und an den Füßen halbhohe Springerstiefel. Der Fernseher fiel auf und eine Kiste, die ihm als Tisch diente. Darauf hatte er einige Bierbüchsen aufgereiht, die von dem Hals einer Wodkaflasche überragt wurden. Eine Schale mit Nüssen stand ebenfalls in seiner Reichweite. Hin und wieder griff er zu und schleuderte sich die Dinger in den Mund.

Er schluckte auch die letzten, spülte mit Bier nach und fragte dann: »Sind das deine Supermänner, Fitty?«

»Nein, nur Kollegen.«

»Die bringen doch nichts.« Er lachte. »Die sind doch ebenso Versager wie du.« Er schnappte nach Nüssen und warf sie sich wieder in den Mund.

Fitty Jones blieb gelassen, seine Antwort klang nicht so. »Ich an deiner Stelle würde das große Maul zuklappen, Malice. Du warst einverstanden, daß ich mich um die Sache kümmere. Du warst auch einverstanden, daß ich mir Hilfe holte, und du warst ferner damit einverstanden, als ich euch bat, ebenfalls die Augen offenzuhalten. Ich

habe hier zwei Kollegen mitgebracht, und ich weiß, daß sie sich nur für die beiden Morde interessieren. Was ihr sonst tut, ist für sie nicht interessant. Sie wollen die Aufklärung, und das dürfte auch in deinem Sinne sein, Malice.«

Er grinste wieder. »Verstanden.«

»Wunderbar. Dann fangen wir an.«

»Womit?«

»Polizisten haben immer Fragen, mein Lieber.«

Malice konnte es nicht lassen. Er fragte nur: »Ist der Chink da auch ein Bulle?«

»Ja, Bleichgesicht«, erwiderte Suko trocken.

Malice fing an zu lachen. »Mann, du hast ja sogar Humor. Was wollt ihr wissen?«

Während Suko die erste Frage stellte, schaute ich mich um. Der Hintergrund des Bunkers lag eingetaucht in eine tiefe Finsternis. Wie groß er war, konnte ich nicht erkennen, sicherlich ragte er tief in den hohen Schlackenberg hinein.

»Nein, Inspektor«, sagte Malice. »Wir können uns nicht vorstellen, wer unsere beiden Kumpel gekillt hat. Du bist doch Inspektor - oder?«

»Ja.«

»Dann hat Fitty nicht gelogen.«

»Wir haben allerdings nicht im Sandkasten zusammen gespielt«, erklärte Suko. »Ich denke, daß wir das vertraute Du deshalb weglassen können.«

»Okay, okay.« Malice hob die Arme und winkte ab. »Ist ja schon gut, alles paletti.«

»In der Tat, Mr. Malice.«

Der Bandenchef lachte. »Mr. Malice. Wenn ich das höre, kriege ich ein Rohr, Mann.«

»Lenken Sie nicht ab«, mischte ich mich ein. Er schaute mich an und hörte meine Frage. »Können Sie sich ein Motiv vorstellen, weshalb diese Tat begangen wurde?«

»Nein.«

»Wirklich nicht?«

»Sagte ich doch.«

»Es gibt hier eine zweite Bande.«

Malice nickte. »Ja, die Weiber. Die Hafen-Katzen. Aber die wird es nicht mehr lange geben, dafür werden wir schon sorgen. Hier kann nur einer das Sagen haben, wenn ihr versteht.«

»Sicher. Aber so denkt die andere Seite auch.«

Malice aß wieder einige Nüsse. »Das ist mir egal. Jedenfalls haben die Paco und Dave nicht gekillt. Wie sollten sie auch?« Er streckte uns die Hände entgegen. »Haben die Weiber etwa Krallen wie Raubtiere? Ich habe gehört, daß Paco und Dave richtig zerfetzt worden sind. Wie

von einem Tiger oder Löwen. Aber die laufen hier nicht frei herum. Zumindest keine vierbeinigen.«

»Sie wissen also nichts?«

»Nein.«

»Ich will noch mal auf die andere Bande zurückkommen«, sagte Suko. »Es sind also Frauen?«

»Klar, habe ich schon gesagt.«

»Und es wird auch eine Anführerin geben, denke ich mal.«

»Gibt es.«

»Wie heißt die denn?«

»Mandy - Mandy Friedman. Ist eine heiße Nummer, kann ich euch sagen. Ein verdammt scharfes Weib. Die hat Hummeln im Arsch. Die kann dich totmachen, wenn du mit ihr im Bett liegst.«

»Das habe ich nicht gefragt. Ich will wissen, wo ich sie finden kann.«

»Sie lebt in der Nähe.«

»Wie schön für uns. Haben die Hafen-Katzen auch so etwas wie ein Home?«

»Nein.«

»Warum nicht?«

»Da hätten wir sie schon längst aufgemischt.«

Der Logik konnten wir sogar folgen. »Aber irgendwo müssen sich die Hafen-Katzen ja treffen.«

Malice hob die Schultern. »Sie wissen es nicht?«

»Mal hier, mal da.«

»Oh, wie nett. Damit kommen wir sehr weit.« Ich wandte mich an Fitty Jones, der so aussah, als würde er jeden Augenblick explodieren, denn ihm waren die Antworten dieses Typs ebenfalls schwer auf den Geist gegangen.

»Lassen Sie mich mal«, sagte er. »Gut.«

»Malice, wenn das alles ist, was du uns zu sagen hast, dann kannst du einpacken.«

»Scheiße! Was willst du denn hören?«

»Nicht so ein Blabla.«

»Aber wir wissen nichts. Wir brauchen die Killer doch nicht zu finden. Das ist Sache der Bullen.«

Auch wenn ich dieses Wort ebensowenig leiden konnte wie Suko, im Prinzip hatte er recht. Es war unsere Sache, den schrecklichen Killer zu finden, aber ohne eine Spur und nur mit Vermutungen kamen wir einfach nicht weiter.

»Und es gibt wirklich keinen Verdacht?« fragte ich Malice.

Er griff zur Bierbüchse, trank, rülpste, und meinte dann: »Jemand will uns aus dem Geschäft drängen.«

***

Ich erkundigte mich nicht, welche Geschäfte das waren. Im Moment gingen sie mich nichts an, aber ich wollte wissen, wer seiner Ansicht nach dahintersteckte, doch ich erntete nur ein Achselzucken.

»Die Hafen-Katzen nicht, meinen Sie?«

»Nein.«

»Die Mafia?«

»Mit den Nudelfressern haben wir nichts zu tun. Für die sind wir nur Peanuts.«

»Dann müßte es eine dritte Gruppe geben, von der Sie und wir nichts wissen.«

»Kann sein.«

»Was ist denn mit Ihnen, Fitty? Wissen Sie was?«

Der Kollege schüttelte den Kopf. »Ich stehe vor einer Wand. Zwar kenne ich mich aus, aber nicht mit Mord und ähnlichen Dingen. Ehrlich, ich bin überfragt.«

Malice griff wieder zur Dose und drückte sie mit einer Hand zusammen. Aus der Öffnung schoß noch ein Schaumrest. »Wenn ihr nur Fragen stellen könnt, dann zieht Leine.«

»Das werden wir auch tun«, sagte Suko. »Ich gebe Ihnen den Rat, sehr vorsichtig zu sein, Malice. Vielleicht sollten Sie und Ihre Kumpane die Gegend auch in den nächsten Tagen hier meiden.«

Fast wäre er hochgesprungen. »Abhauen? Von wegen, Bulle. Wir hauen nicht ab. Das hat der Killer bestimmt nur gewollt. Wir bleiben.« Er drohte jetzt mit dem Finger. »Wenn ihr Schlaffis den Killer nicht findet, dann hole ich ihn mir. Das ist ein Versprechen. Bisher habe ich meine Versprechen alle eingehalten, da könnt ihr meine Leute fragen.«

»Das ist Ihr Problem«, sagte Suko. »Aber wir haben euch gewarnt. Es kann ganz dick kommen.«

Malice spie aus. Seine Überlegenheit hatte den anderen Typen gefallen, denn wir sahen, daß sich ihre Gesichter grinsend verzogen hatten. Sie nahmen es auf die leichte Schulter, und der Meinung war auch Fitty Jones, sonst hätte er nicht den Kopf geschüttelt.

»Malice, Malice«, sagte er, »wenn du da mal keinen Fehler machst. Ich möchte nicht in deiner Haut stecken.«

»Ich in deiner auch nicht, Fitty.«

Für uns war die Sache erledigt. Malice wollte und konnte nicht. Es war egal. Wir hatten unser Bestes getan. Sollte er zusehen, wie er sich aus dem Schlamassel herauswand. Was natürlich nicht hieß, daß wir den Schwanz einzogen, damit der Fall sich selbst überlassen blieb. Das um alles in der Welt nicht. Wir würden schon unsere Recherchen fortsetzen, das stand hundertprozentig fest.

Draußen lungerten noch immer die beiden Aufpasser herum. Als wir im Freien standen, gingen sie hinein.

Fitty Jones machte einen etwas verlegenen Eindruck. Er hob die

Schultern. »Es tut mir leid, Kollegen. Auch ich habe nicht voraussehen können, daß sich Malice so wenig kooperativ zeigte. Wahrscheinlich stand er unter Stoff.«
»Es ist beileibe nicht Ihre Schuld«, sagte Suko.
»Danke.« Fitty klopfte meinem Freund auf die Schulter. »Wissen Sie schon, wie es weitergehen soll? Oder werden Sie sich aus dem Fall zurückziehen? Verdenken könnte ich es Ihnen nicht.«
»Auf keinen Fall«, rief mein Freund. »Da sind noch zwei Morde offen, die wir aufklären müssen.«
»Schaffen wir das?«
Ich gab die Antwort. »Und es streicht ein gefährlicher Killer durch die Gegend, dem ich gerne gegenüberstehen möchte. So einfach werden Sie uns nicht los, Fitty.«
Er schaute uns an. Dann grinste er. Schließlich fing er an zu lachen. »Soll ich euch mal etwas sagen?«
»Bitte!« Unsere Antwort kam gleichzeitig.
»Zuerst war ich ja skeptisch. Das bin ich immer fremden Kollegen gegenüber. Aber jetzt seid ihr mir beide richtig sympathisch geworden. Das meine ich ehrlich.«
»Dann ist wenigstens etwas bei diesem Besuch herausgekommen«, erwiderte ich und fügte hinzu.
»Gehen wir zunächst von hier weg. Die Nacht ist noch lang…«
»Habt ihr denn Zeit?«
»Alle Zeit der Welt, mein Freund«, erklärte Suko und zwinkerte Fitty Jones zu.

***

Die letzten beiden Tage waren sehr schlimm für Mandy Friedman gewesen. Sie hatte zwar gelebt, aber es war ein anderes Leben gewesen, mehr ein Traum, der einfach vorbeihuschte, mal stark, mal weniger stark über sie herfiel und die Erinnerungen wie Standbilder aus einem Film herholte.
Des öfteren hatte sie über das Geschehen nachgedacht und sich regelrecht in ihrer kleinen Wohnung verkrochen. Je länger sie darüber nachdachte, um so mehr kam ihr zu Bewußtsein, daß das Erlebte mit gewissen Dingen in Zusammenhang stand, die auch nur sie persönlich etwas angingen. Sie hatte auch über gewisse Vorgänge gelesen, und es war ihr ein Begriff immer wieder aufgefallen.
Seelenwanderung!
Jedesmal blieb sie bei diesem Wort hängen. Mandy hatte sich hineingekniet und erfahren, daß es nicht eine Erfindung der Neuzeit war. Seelenwanderungen hatte es schon im Altertum gegeben.
Noch wußte Mandy nichts Genaues, aber ihre Ahnungen verwischten sich immer stärker. Und sie wehrte sich auch nicht gegen ihr Inneres,

gegen den Drang, der einfach vorhanden war, wobei sie es schaffte, ihn in gewisse Bahnen zu lenken.

Zumindest tagsüber.

Bei Dunkelheit sah es anders aus. Da verstärkte sich der Drang, da wurde er zu einem Trieb, dessen Stärke sie einfach nicht in der Wohnung ließ. Sie mußte raus aus den vier Wänden. Die Freiheit lockte, zog sie an wie ein Magnet das Eisen, und sie wollte damit alle Grenzen sprengen.

Ihr Verhalten war den anderen Mitgliedern der Hafen-Katzen aufgefallen. Mit keiner der Freundinnen hatte Mandy sich treffen wollen. Sie hatte es verstanden, alle Anrufe, die in diese Richtung zielten, abzuwehren. Natürlich waren die beiden Taten bekannt geworden. Zwei völlig zerfetzte Körper, das konnte einfach nicht geheim bleiben.

Mandy hatte sich die Vermutungen ihrer Freundinnen angehört, die alle nicht die Wahrheit trafen, und sie hatte ihnen geraten, sich zurückzuhalten, bis Gras über die Morde gewachsen war. Nur nicht auffallen, so hieß das Gebot der Stunde. Irgendwelchen Feinden keine Angriffsfläche bieten.

Sie hatte den Freundinnen auch erzählt, daß sie verhört worden war, obwohl es nicht stimmte, aber Mandy wollte die anderen darauf vorbereiten, daß ihnen so etwas passieren konnte.

Sie hatte dann bestimmt, daß sie anrufen und alle zusammentrommeln würde, wenn es wieder normal lief. Bis dahin sollte der Kontakt zwischen ihnen abgeschnitten bleiben.

Mandy wußte, daß dieser Wunsch von den Freundinnen akzeptiert wurde, und so hatte sie freie Bahn.

Und wieder neigte sich der Tag.

Abermals »meldete« sich ihr Blut.

Die Erinnerungen kehrten zurück. Sie waren der Rausch, der sich nicht stoppen ließ. Zugleich wurde ihr auch die Angst davor genommen, denn es gab eine Kraft, die ihr Mut zusprach. Sie existierte nur in ihrer Erinnerung, und als Kraft selbst hatte sie auch kaum etwas mit ihr gemein, aber die Fremdheit machte ihr nichts aus.

Mandy lag auf der Couch. Sie war unruhig geworden. Immer öfter streckte sie die Beine aus. Sie starrte an die Decke. In den Augen lag ein Leuchten, und sie wirkten noch katzenhafter als sonst.

Wie grünes Gras sahen die Pupillen aus, und immer wieder fuhr sie mit der Zungenspitze über ihre Lippen. Sie leckte den Mund mit weit heraushängender Zunge ab, was wiederum Ähnlichkeit mit den Bewegungen einer Katze aufwies.

Erinnerungen durchfluteten sie. Es war für Mandy wunderschön, sich damit zu beschäftigen. Sie schaute hinein in eine längst vergangene Zeit. Sie erlebte, wie düster es in dem Raum gewesen war, den sie

allein betreten hatte, als sie sich von der Gruppe abgesondert hatte.

Ganz allein war sie gewesen. Und sie hatte seltsamerweise keine Furcht verspürt.

Zwischen diesen alten Mauern war etwas gewesen, das ihr eine gewisse Sicherheit gegeben hatte.

Eine seltsame Kraft, die sie nicht begriff, zu der sie sich nur hingezogen gefühlt hatte.

Und dann war da noch die Statue gewesen.

Eine wunderschöne Abbildung der Katzengöttin Bastet. Ein herrliches Erinnerungsstück, eine…

Die Bilder der Erinnerung brachen ab, weil sie das harte Schrillen des Telefons gehört hatte.

Wütend richtete sich Mandy Friedman auf. Für einen Moment leuchteten ihre Augen noch stärker, auch der Mund verzerrte sich, dann wälzte sich Mandy zur Seite und streckte den Arm nach dem Hörer aus. Sie rechnete damit, einen Anruf von einer ihrer Freundinnen zu bekommen, und sie meldete sich wie immer mit einem knappen »Hi…«

Mandy hörte das Lachen, mehr nicht. Aber das Lachen einer Männerstimme. Zudem klang es widerlich.

»Was ist los? Wer sind Sie?«

»Kennst du mich nicht, Mandy?«

Sie runzelte die Stirn. Die Stimme kam ihr nicht unbekannt vor, aber die Verbindung war schlecht.

»He, ich habe dich etwas gefragt!«

»Sagen Sie, was Sie wollen.«

Die Stimme lachte wieder. »Hör zu, Süße, hier spricht dein lieber Freund Malice.«

Mandy Friedman erschrak nicht, sie fluchte auch nicht. Ihr Mund zog sich nur in die Breite und ähnelte damit einem Katzenmaul. »Malice. Also, was willst du?«

»Ich wollte dir nur sagen, daß ich heute Besuch bekomme.«

»Na und? Sollte mich das interessieren?«

»Vielleicht…«

»Dann sag es. Du kannst es ja nicht bei dir behalten. Sonst hättest du mich nicht angerufen.«

»Das ist richtig. Zu mir kommen drei Bullen.«

»Ach.«

»Überrascht, wie?«

»In der Tat.«

»Ja, sie werden mich besuchen, und ich habe sogar zugestimmt. Ich werde sogar mit ihnen sprechen.«

»Ist das mein Problem?«

Malice kicherte. »Nein, noch nicht. Es könnte zu deinem Problem

werden.«

»Da bin ich mir nicht sicher.«

»Doch, Hafen-Katze, doch. Es kommt ganz darauf an, was ich den Bullen sagen werde.«

»Mich interessiert es nicht.«

Es kratzte wieder. Die Verbindung war schlecht. Bestimmt hörte sich die Stimme des Anrufer auch deshalb so hart an. »Hör zu, Mandy, ich habe zwei meiner Freunde verloren. Sie sind nicht nur einfach umgebracht worden, durch einen Messerstich oder eine Kugel, nein, man hat sie regelrecht zerstückelt, zerrissen und noch mehr. Das interessiert die Bullen, und ich bin sogar froh, daß sie kommen.«

»Dann wünsche ich dir viel Spaß.«

»Kann sein, daß sie auch dich besuchen.«

»Was sollten sie bei mir?«

»Fühle dich nicht zu sicher, Süße. Ich habe mich bisher zurückgehalten. Wir hätten euch längst erledigen können. Wir haben es nicht getan. Noch nicht.«

»Versucht es.«

»Später.«

»Wann denn?«

»Wenn auch zwei oder mehr von deinen Freundinnen blutend und zerrissen auf dem Hafenpflaster liegen.«

Da konnte Mandy nicht anders. Sie mußte einfach lachen. Und sie wußte, daß dieses Lachen den Anrufer wütend machte. Malice war so sauer, daß er die Verbindung unterbrach, und auch die auf der Couch liegende Mandy legte den Hörer auf.

Sie lachte. Dabei stand ihr Mund offen, und dennoch drang kein zu lautes Lachen aus ihrem Mund.

Es war eher leise und kichernd, und es schwang ein Triumph darin mit.

Mandy Friedman freute sich. Sie hatte die Angst dieses Großmauls durchaus herausgehört. Er war verunsichert. Malice wußte nicht, was er noch unternehmen sollte. Er hatte zwei Typen aus seiner Bande verloren, und er war kein Dummkopf. Er konnte sich vorstellen, daß diesen zweien andere folgten. Das alles kam bei ihm zusammen. Er war zwar brutal, aber kein Supermann. Er wußte genau, wie die Dinge verteilt lagen. Malice konnte sich leicht ausrechnen, daß seine Autorität untergraben wurde, wenn noch mehr Mitglieder der Kanal-Ratten starben. Dann wußte jeder, daß Malice nicht mehr in der Lage war, den eigenen Leuten Sicherheit zu bieten, dann fiel die Bande auseinander.

Es lief nicht schlecht.

Mandy Friedman drehte sich geschmeidig um und stand auf. Vergessen waren die letzten Stunden und Tage. Eine neue

Herausforderung stand bevor.
Fetzen der Erinnerung huschten durch ihren Kopf. Sie roch plötzlich das Blut, sie hörte die Schreie und das Keuchen der Sterbenden. In ihr beinahe noch kindhaftes Gesicht trat ein böser Zug, und die Augen sahen aus wie kalte, grüne Diamanten.
Auch wenn Malice über seinen eigenen Schatten gesprungen war und die Bullen eingeschaltet hatte, sie kümmerte es nicht. Die Nacht gehörte ihr und nicht den Bullen. Sie würde in der Nähe bleiben, man würde sie weder sehen noch hören, denn Katzen waren immer lautlos. Und sie würde die Nacht zu einer der schlimmsten machen, die London je erlebt hatte, das stand fest.
Mit diesem Gedanken verließ Mandy Friedman ihre Wohnung. Und niemand sah sie verschwinden…

***

Wir hatten eine Kneipe gefunden, in der Suko und ich, wären wir allein gewesen, sicherlich Ärger bekommen hätten, aber Fitty Jones war hier bekannt. Man akzeptierte ihn als »Bullen«, auch wenn man ihn nicht gerade wie einen Freund begrüßte.
Am Tresen und an den kleinen Tischen waren schon einige Jahrzehnte Zuchthaus versammelt, und was sich da an Frauen aufhielt, zählte nicht eben zu den Klosterschülerinnen.
Fitty hatte es spannend gemacht und uns den Grund des Besuchs nicht genannt. Er hatte sehr geheimnisvoll getan. Auch jetzt, als wir in einer Qualmwolke vor der Theke standen, ließ er sich zu keiner Erklärung herab. Einige Gäste rückten etwas ab. Sie rochen, daß wir zur anderen Seite gehörten, und ein als Frau verkleideter Mann kicherte wie ein Teenager.
Der Wirt kam. Er trug ein kragenloses, weißes Hemd und einen Schlapphut auf dem Kopf. Sein Gesicht zeigte Bartstoppeln, die kleinen Augen blickten wäßrig, und im linken Mundwinkel verqualmte eine dünne Zigarette.
»Ist er da?«
»Er wartet hinten.«
»Gut. Keine Störung.«
»Geht in Ordnung, aber macht auch ihr keinen Mist.«
»Darauf kannst du dich verlassen.«
Fitty nickte uns zu, als er sich wegdrehte. Die Tür des Hinterzimmers öffnete uns der Wirt persönlich. Wir betraten eine Kammer, in der ein Tisch und mehrere Stühle standen. Ein Fenster gab es auch. Die Scheibe zeigte einen Sprung, und das Licht einer schmutzigen Lampe fiel gegen einen Mann, der am Tisch hockte und sich an einer Falsche Brandy festhielt. Er sah wild aus, als wäre er soeben einem Film entstiegen. Lange, schwarze, strähnige Haare umrahmten ein schmales

Gesicht mit hageren Zügen. Der Mann trug Lederkleidung und hatte bei der Jacke auf Ärmel verzichtet. Sie war mehr eine Weste. Wahrscheinlich wollte sich der Knabe immer seine Tätowierungen anschauen, die sich von den Handgelenken bis zu den Oberarmen hinzogen. Die Motive waren mit Schwertern, und anderen Waffen kämpfende Muskelmänner, die archaisch und martialisch aussahen.

Ich konnte ein Grinsen nicht unterdrücken, als Fitty Jones den Mann mit seinem Namen ansprach.

»Hi, Conan.«

Auch Suko schaute für einen Moment überrascht. Wir bekamen aber die geflüsterte Erklärung. »Er ist ein unheimlicher Conan-Fan. Ihr wißt schon, damals, als Arnold Schwarzenegger die Figur berühmt gemacht hat. Unser Freund hat sogar den Namen Conan angenommen. Wie er richtig heißt, weiß er wohl selbst nicht mehr. Nehmt euch Stühle.«

Das taten wir, dann setzten wir uns zu Conan an den Tisch. Der Mann grinste, bevor er sprach. »Ihr seid ja mit großer Mannschaft hier erschienen.«

»Das hast du gewußt?«

»Klar.«

»Das sind meine Kumpels John und Suko. Sie sind gespannt darauf, was du uns zu sagen hast.«

Conan nahm zuerst einen Schluck aus der Flasche. Dann rülpste er und grinste. »Ich weiß gar nicht, was ihr wollt, aber es gibt nichts Neues.«

»Das alte reicht uns.«

»Gut.« Er bewegte Daumen und Zeigefinger. Fitty wußte Bescheid und reichte ihm einen Schein.

Conan steckte ihn weg, dann sagte er: »Ich habe den Schatten öfter gesehen.«

»Welchen Schatten?« fragte Suko.

»Den der Katze.«

Mein Freund schaute mich an. Wenn das die große Botschaft war, die er uns übermitteln wollte, hätte sich Fitty den Schein sparen können.

»Weiter, Conan«, sagte Jones.

»Es war keine normale Katze. Das war schon ein Raubtier. Ein riesiges Gebilde, glaube ich. Ein Tiger oder so, der auf zwei Beinen ging. Er huschte durch die Gegend und rannte über die Piers. Mehr habe ich nicht gesehen.«

»Du weißt, um was es geht?« sprach ich ihn an.

»Ja, um die Toten. Und ich weiß auch, daß ihr auf dem Schlauch steht.«

»So ungefähr.«

»Ich habe den Killer gesehen.«

»Einen Tiger?«

»Weiß ich nicht. So ähnlich. Aber in der Zeitung stand, daß die beiden zerfetzt worden sind.«

»Da hast du recht.«

»Mehr weiß ich auch nicht.«

»Hast du nichts gehört?« fragte Suko.

»Nein, keine Schreie oder so.«

»Hast du gesehen, wohin diese Katze gelaufen ist?«

»Auch nicht.«

»Sie hat sich versteckt.«

»Klar.«

»Und wer weiß alles von deiner Entdeckung?«

»Nur ich und ihr drei.« Seine Augen funkelten plötzlich. »Das ist ein Fall für Conan«, flüsterte er.

»Der hat gegen solche Monster auch gekämpft. Ich weiß es. Die alten Mysterien sind zurückgekehrt. Zeitlöcher sind entstanden. Die Wirklichkeit hat den Film längst eingeholt und auch überholt. Ihr müßt es mir glauben. Die Riesenkatze ist erst der Anfang. Dinos werden kommen, Säbelzahntiger und riesige Vögel werden mit ihren Schwingen den Himmel verdunkeln. Ich habe es gespürt. Die Zeit ist reif, Freunde. Es ist meine Zeit. Ich bin Conan, und ich muß den Kampf gegen sie aufnehmen.«

»Gegen die Katze?« fragte ich.

»Das ist mir zuwenig. Gegen die Bestie. Ich hab es immer gewußt, daß es einmal so kommen wird. Ich habe es gewußt.« Er setzte sich starr hin und ließ seine Muskeln spielen. »Was immer auch kommen mag, ich werde den Kampf aufnehmen. Und ich weiß, daß ich es noch in dieser Nacht tun werde. Sie hat noch nicht richtig angefangen. Sie ist neu und frisch. Ich habe Zeit, und ich werde die Bestie finden.«

»Lieber nicht«, warnte ich, »sie könnte dir überlegen sein.«

»Nicht mir.«

»Weißt du sonst noch was?« wollte Fitty wissen.

»Das ist alles gewesen.«

»Gut, dann werden wir wieder verschwinden. Jedenfalls bedanken wir uns bei dir.«

»Keine Ursache. Gegen die Mächte des Bösen müssen wir alle zusammenhalten. Ich jedenfalls bin zum Kampf bereit.« Er zog etwas aus seinem Gürtel hervor, das wir erst sahen, als er es in der Hand hielt und über den Tisch schob.

Es war ein blankes Schwert mit kurzer Klinge. Mehr ein überlanges Messer. Er streichelte das Metall mit der linken Hand. »In dieser Nacht werde ich die Bestie aufstöbern und sie töten. Das kann ich euch versprechen. Ich weiß, daß sie unterwegs ist, um ihre Opfer zu suchen. Ich aber werde sie stoppen, und ich werde eingehen in die Geschichte dieses Hafens.«

»Sei vorsichtig«, warnte Fitty. »Die beiden Toten haben nicht gut ausgesehen.«
»Ich bin gewarnt.«
»Gut, wir werden sehen.«
Das Gespräch war beendet. Wir erhoben uns zu dritt, während Conan sitzenblieb und versonnen auf sein Kurzschwert starrte. Er bewegte die Lippen, ein Wort allerdings konnten wir nicht verstehen.
Wahrscheinlich sprach er insgeheim einen Schwur.
Wir nahmen den gleichen Weg zurück. Der Wirt nickte uns zu, und vor der Kneipe atmeten wir tief durch.
Fitty Jones hatte von uns mehr erwartet und sagte: »Ihr seht leicht enttäuscht aus.«
»Tanzen möchte ich nicht gerade«, erwiderte ich.
Fitty lachte. »Seid nicht so ungeduldig. Die Nacht ist lang, da hat Conan recht. Ich bin sogar der Meinung, daß etwas passieren wird. Wir sollten uns in den nächsten Stunden nicht zu weit aus der Gegend entfernen. Auch ich rechne damit, daß die Bestie wieder unterwegs ist.«
»Schlagen Sie etwas Bestimmtes vor?« fragte Suko.
Fitty Jones spreizte Daumen und Zeigefinger ab. »Zwei Männer hat sie sich geholt. Beide gehörten zu den Kanal-Ratten. Ich nehme an, daß der Killer versuchen wird, die Bande auch weiterhin zu dezimieren. Wenn ihr mich fragt, ich würde mich in der Nähe ihres Homes auf die Lauer legen.«
Ich fragte Suko. »Was meinst du?«
»Versuchen können wir es ja.«
»Okay.« Ich sah Fittys Erleichterung und sagte: »Sie kennen sich aus. Suchen Sie uns mal ein Plätzchen…«

***

Mandy Friedman strich durch die Dunkelheit wie ein Phantom. Sie liebte die dunklen Stellen und tiefen Schatten, aus denen sich die Helligkeit zurückgezogen hatte. Das war ihre Welt.
Ihre Schritte waren lang und kraftvoll. Dieser federnde Gang brachte sie voran. Jeder, der sie aus der Nähe beobachtete, spürte, welche Energie in ihr steckte. Da glich sie einem auf gezogenen Uhrwerk, den Kopf nach vorn gestreckt, die Sinne bis aufs Äußerste gespannt.
Sie würde diese Nacht nutzen. Sie würde wieder Spuren und Opfer hinterlassen und…
Mandys Gedanken brachen ab.
Würde sie das tatsächlich? War sie es, die plötzlich zu einer Bestie wurde?
In einer Gasse blieb sie stehen und drückte sich gegen die Wand. Die Lederkleidung verschmolz mit dem dunklen Grau des Gesteins, ùnd

Mandy schaute zu dem flachen Gebäude des Water Ski Clubs hin, das zwischen der Themse und dem George V Dock lag. Dort brannten einige Laternen. Ihr Licht machte den Untergrund zu einer hellen Fläche. Sie hörte auch Stimmen durch die offenen Fenster des Clubhauses klingen. Wahrscheinlich saßen dort Menschen zusammen und feierten.

Ein böses Lächeln umhuschte ihre Lippen. Wieder leckte die Zunge die gesamte Breite des Mundes nach.

Nicht weit entfernt lag auch das schmale Feld des London City Airports, und trotzdem war diese Gegend relativ einsam, was Mandy ausnutzen wollte. Hier konnte sie sich verstecken. Besonders gut in dem Gassenwirrwarr hinter ihr, und es war auch nicht weit bis zu dem Ziel, das sie einfach nicht vergessen konnte.

Niemand verließ den Club. Die Feier oder was immer dort ablief, hatte soeben erst begonnen. Da gab es keine Opfer für sie.

Mandy zog sich wieder zurück. Sie tauchte in einen schmalen Hausflur. Eine Hintertür war ebenfalls vorhanden. Durch sie huschte sie ins Freie und nahm einen anderen Weg.

Etwas begleitete sie an der rechten Seite. Es war wie ein Tuch, das mal über, dann wieder auf dem Boden herglitt. Ein starrer und trotzdem wallender Schatten, der so gar nichts mit dem gemein hatte, den sie eigentlich hatte werfen müssen.

Es war der Schatten einer Katze!

Übergroß, schräg, mit hochstehenden Ohren, einem wuchtigen, kompakten Kopf, dem ein gestreckter Körper folgte, zu dem auch der wie eine Peitsche geschwungene Schwanz gehörte.

Der Schatten blieb an ihrer Seite. Wenn sie den Kopf bewegte, so bewegte sich der Katzenschädel ebenfalls mit. Dieser Schatten war ein Phänomen, aber zugleich auch etwas, über das sie sich freute.

Sie war froh, ihn bei sich zu haben, er gab ihr die Sicherheit, und er war das, was sie von ihrem Besuch mitgebracht hatte.

Sie spürte die Kraft und gleichzeitig die Macht. Sehr stark stieg dieses Gefühl in ihr hoch. Es war wie ein Paket, das noch nicht völlig entschnürt worden war. Mit jedem Meter, den sie zurücklegte, schritt jedoch die Verwandlung voran.

Sie war der Mensch, sie war das Tier, und sie war gleichzeitig die Bestie.

Drei Personen, dokumentiert durch sie, diesen Schatten und die Erinnerung.

Bilder huschten auf sie zu. Erlebnisse der Vergangenheit nahmen sie gefangen und ließen sie taumeln. Mandy suchte nach einem Platz, an dem sie sich ausruhen konnte. Sie geriet immer naher an einen bestimmten Punkt, und da brauchte sie eine gewisse Phase der Ruhe, um auch die weitere Zeit überstehen zu können.

Links neben ihr schimmerte das Wasser eines Kanals wie dunkler Teer. Der Himmel war blank, das Wetter zeigte sich von seiner besten Seite, selbst in dieser Umgebung war eine gewisse Phase der Ruhe eingetreten. Von den Piers, auf denen noch gearbeitet wurde, verhallten allmählich die Geräusche.

Mandy fand ein kleines Versteck. Eine Hütte, die als Wetterschutz diente. Seit Monaten schon stand sie leer. Die Bänke waren verschmutzt, die Scheiben der Fenster herausgeschlagen worden, auch die Tür war nicht mehr vorhanden.

Diese Hütte hatte damals als Pausenstelle gedient. Nur wurde seit kurzem in dieser Umgebung nicht mehr gearbeitet, so war sie vergessen worden. Häufig hatten sich die Hafen-Katzen an diesem Ort getroffen, das aber war vorläufig vorbei. Mandy mußte erst zu sich selbst und zu ihrer neuen Existenz finden, um anschließend wieder die Dinge in die Wege zu leiten, die sie liebte.

Dann würde es die lästige Konkurrenz nicht mehr geben. Dann war auch aus Malice nur mehr ein blutiges Etwas geworden.

Sie lachte leise, als sie daran dachte und dann in die Hütte hineinschlich. Daß sie unbesetzt war, hatte sie schon langst mit ihrem sicheren Instinkt gespürt. Er war wesentlich ausgeprägter geworden als der eines normalen Menschen, und Mandy drängte sich sofort in die dunkelste Ecke der kleinen Hütte, wo sie sich auf der Bank niederließ.

Sie wartete.

Die Schatten der Dunkelheit hüllten sie ein. Sie sah aus wie eine Person, die jeden Augenblick einschlafen konnte. Das aber tauschte. Mandy Friedman war hellwach.

Es waren die Schatten und die Erinnerungen der jüngsten Vergangenheit, die sie einfach nicht losließen, denn sie wußte genau, daß dies ihr Leben bestimmte. Ihre Zukunft war eng mit diesen Schatten verknüpft, und als sie ihre Augen bewegte, da sah sie, daß der Schatten auch Gestalt angenommen hatte.

Er war noch immer bei ihr. Er war ihr bis in die Hütte hinein gefolgt. Nur bewegte er sich im Moment nicht. Er sah aus, als wäre er auf dem Boden festgeklebt.

Mandy streckte die Beine. Sie hob die Schultern an, sie reckte auch die Arme, und all diese Bewegungen hatten wiederum etwas Raubtierhaftes an sich.

Ihre Sinne waren gespannt, aber die Gedanken befanden sich auf dem Weg zurück. Erinnerungen überschwemmten sie. Mandy hörte Stimmen und dachte daran, daß es die Stimmen der wenigen anderen Menschen waren, die zu ihrer Reisegruppe gehört hatten.

Ägypten war das Land der großen Geheimnisse. Schon immer hatte sich die junge Frau zu diesem Reich hingezogen gefühlt, und es hatte

ihr auch nichts ausgemacht, daß hin und wieder Fundamentalisten gegen Touristen bombten. Das hatte sie für sich persönlich als nicht weiter tragisch empfunden, denn so hatte sie mehr Freiheit. Es war nicht mehr voll, sie konnte an jedes Kulturdenkmal bequem herankommen, brauchte sich nie anzustellen, und die Kontrollen ließ sie gern über sich ergehen.

Die Stimmen sackten weg.

Mandy lächelte.

Es war so herrlich gewesen, als sie sich von den anderen entfernt hatte. Schon in London hatte sie einiges über das gewaltige Grabmal gelesen, daß der Katzengöttin Bastet geweiht worden war, und schon in London hatte sie etwas von der Faszination gespürt, die von dieser mystischen Götterfigur ausgegangen war.

Sie wußte, daß in diesem Grabmal der Geist der alten Göttin existent war. Und sie hatte sich vorgenommen, etwas von diesem Geist in sich aufzusaugen, um eine entsprechende Kraft zu bekommen, die sie weiterleitete und in eine Zukunft hineintrieb, die für sie nur positiv sein konnte.

Stille umgab sie.

Es war die berühmte Grabesstille. Die Erinnerungen drängten sich immer starker in ihr hoch. Mandy hatte den Kopf zur Seite gelegt. Aus ihren grünen, funkelnden Augen schaute sie zur Decke, die über ihr in einem dunklen Grau verschwand.

Sie hatte einfach eine Tür oder einen Zugang aufgeschoben, an dem die anderen Touristen vorbeigeführt worden waren. Sie hatte gewußt, wo sie einen bestimmten Stein zu berühren hatte, um in das versteckte Zentrum des Grabmals zu gelangen.

Dort stand sie nun.

Finsternis umschlang die einsame Person. Sie hörte sich atmen. Sie schmeckte die Luft, in der jedes Molekül von einer tiefen Vergangenheit erzählte.

Mandy spürte den Zauber des Alten Reichs, der sie wie ein unsichtbarer Mantel umwehte. Aber sie wollte nicht nur spüren, sie wollte auch sehen, und deshalb griff sie in die Tasche, in der die Kerze steckte, die sie sicherheitshalber mitgenommen hatte.

Im Dunkeln strich sie mit zwei Fingern den Docht glatt und holte dann ihr Feuerzeug hervor. Die kleine Flamme zuckte auf. Sie tanzte nicht einmal, denn es wehte kein Wind in diese Totenkammer hinein. Der Docht bekam Nahrung, die Flamme wuchs, und sie schuf eine helle Insel inmitten der Dunkelheit.

Es gefiel ihr, diese Insel zu sehen. Sie war so breit, daß sich Mandy orientieren konnte. Sie ging einige Schritte vor. Das Feuer fing an zu tanzen. Schattenbilder huschten über die uralten Innenwände. Mandy freute sich darüber, daß genügend Sauerstoff vorhanden war, um der

Flamme Nahrung zu geben. Auch sie konnte atmen, und sie bewegte sich Schritt für Schritt tiefer in das unheimliche Totengewölbe hinein.

Da das Licht nur in ihrer Nähe leuchtete, hatte sie das Gefühl für Größe verloren. Sie wußte nicht, wie breit oder lang die Kammer war, Mandy fühlte sich einfach wohl. Diese alte Grabkammer war so etwas wie ein langersehntes Zuhause.

Und sie sah ein Ziel.

Der Schein umgab ein Gebilde, das den Mittelpunkt der Grabkammer ausmachte. Schon beim ersten Hinsehen schlug Mandys Herz schneller, denn sie war einfach fasziniert.

Sie hatte sich vieles vorgestellt, aber jetzt, wo sie es so deutlich sah, da kriegte sie weiche Knie.

Die Katzengöttin kniete vor ihr.

Das heißt, es war nicht die Göttin selbst, es war die Figur, die Nachbildung der Bastet, und sie hatte mindestens die Größe eines Menschen. Man hatte ihr einen Sockel gebaut, auf dem sie ihren Platz gefunden hatte. Sie hockte auf den Hinterpfoten, schaute zum Eingang des Grabmals hin, so daß sie jeder sehen mußte, der hereinkam.

Sie bestand aus Stein und gleichzeitig aus einem Material, das grau war und trotzdem einen gewissen Glanz abstrahlte, als wäre es in seinem Innern sehr wertvoll.

Und sie sah auch die Augen, deren Blick sie im ersten Moment erschreckte, weil sie die einsame Besucherin dermaßen stark anfunkelten, so daß sie am liebsten zurückgewichen wäre.

Aber sie blieb stehen.

Die Statue der Katzengöttin Bastet hatte sie in ihren Bann gezogen. Im alten Ägypten waren die Katzen heilig gewesen. Ihnen zu Ehren war auch die Statue der Göttin errichtet worden. Bastet war die oberste aus der Kaste, sie wurde angebetet, man hatte ihr überall Altäre und Gedenkstätten gebaut, wobei diese hier zu den intensivsten und interessantesten gehörte, denn diese Statue war tatsächlich vom Geist der Katzengöttin Bastet durchweht.

Das nahm Mandy nicht nur an. Sie spürte es, denn sie wurde von einer fremden Macht durchdrungen. Plötzlich war ihr eigenes Ich uninteressant geworden. Sie hatte es einfach verloren, und sie wehrte sich auch nicht gegen den uralten Einfluß, der diese Grabkammer durchwehte.

Mandy spürte die Berührungen wie kalte Streicheleinheiten. Sie hatte das Gefühl, abzuheben und weggeweht zu werden. Einfach fort, durch die Wände, hinein in das Gestein, hinein aber auch in die Unendlichkeit der Orte, wo die Geister und Götter eine Verbindung eingingen und zusammen lebten.

Es war so herrlich, so anders. Obwohl sie mit beiden Füßen auf der Erde stand, kam sie sich vor, als wäre sie weggetrieben worden.

Hände, die sie nicht sah, hielten sie fest, und etwas anderes, das sie ebenfalls nicht sah, drang in sie ein.

In diesen Augenblicken veränderte sich Mandy Friedman. Sie wurde zu einer anderen Person, obwohl es ihr nicht anzusehen war. Sie hatte das Glück der Sekunde genießen dürfen. All ihre Wünsche und Sehnsüchte hatten sich erfüllt, denn es war der Katzengöttin gelungen, Kontakt mit ihr aufzunehmen.

Sie akzeptierte das Wunder nicht nur, sie freute sich sogar darüber. Es war einfach herrlich, den uralten Geist auch in sich selbst zu spüren, der diese Grabkammer umwehte.

Ob es eine Stimme war, die sie in ihrem Kopf hörte, wußte sie nicht. Jedenfalls wurde ihr mitgeteilt, daß von nun an alles anders werden würde, daß sie einen neuen Beschützer bekommen hatte, der ihr in seinem Sinne die Macht geben würde.

Wieviel Zeit vergangen war, wußte Mandy nicht. Irgendwann einmal drehte sie sich um und verließ die geheime Grabkammer. Die Flamme blies sie noch rechtzeitig genug aus, und auch die Öffnung in der Wand schaffte sie durch einen leichten Druck.

Stimmen wehten ihr entgegen. Es waren die Mitglieder der Reisegruppe. Sie befand sich bereits auf dem Rückweg, und Mandy war gerade noch zurechtgekommen, um sich ihr anzuschließen. Ihr Verschwinden war nicht aufgefallen, jedenfalls wurde sie nicht darauf angesprochen.

Wieder im Freien, blendete sie das Licht, und Mandy setzte die Sonnenbrille auf. Hinter den Gläsern sah niemand ihre Augen, aber sie war in der Lage, die anderen zu beobachten, was sie auch tat, denn sie wollte sehen, ob man ihr eine Veränderung anmerkte.

Das war nicht der Fall. Die Mitglieder der Reisegruppe verhielten sich ihr gegenüber neutral. Es fragte sie auch niemand, wo sie gesteckt hatte. Man lauschte den Erklärungen des Führers.

Mandy Friedman fühlte sich sicher. Auch sie tat so interessiert wie die anderen, auch wenn sie mit ihren Gedanken ganz woanders war. In der Vergangenheit und gleichzeitig in der Zukunft, denn beides verschwamm für sie zu einem Durcheinander.

Mandy wußte genau, daß sie es nicht mehr trennen konnte. Ihr Leben hatte sich radikal geändert. Sie stand unter einem Schutz, etwas Mächtiges, Uraltes hatte von ihr Besitz ergriffen, und sie würde sich auch vor ihren Feinden nicht mehr fürchten.

In ihrer Umgebung war sie zu dem geworden, was auch die Katzengöttin zur damaligen Zeit gewesen war. Zu einer mächtigen Herrscherin. Der Geist würde sie begleiten. Sie brachte ihn mit nach London, wo sich ihre Welt befand.

Mandy seufzte auf, als die Bilder der Erinnerung zerflossen und die Realität zurückkehrte. Noch immer hockte sie in diesem alten

Pausenhaus, umgeben von den Schatten der Nacht, und sie wußte, daß sich ihre Sinne verändert hatten.

Etwas war schärfer geworden. Sie konnte die Geräusche sehr gut ausmachen. Sie hörte überdeutlich, was sich in der Umgebung abspielte.

Allein war sie nicht.

Ratten bevölkerten die Umgebung. Mäuse waren ebenfalls da. Sie nahm auch den Geruch der anderen Katzen war, die umherstreunten. Seltsamerweise kamen sie nicht zu ihr, obwohl sie die Tiere liebte. Auf ihrer Lichtung im Wald war die schwarze Katze immer wieder erschienen und hatte sich auf Mandys nacktem Körper wohl gefühlt.

Jetzt aber blieben die Tiere in einer respektvollen Entfernung. Sie hörte sie wohl, das Miauen oder Fauchen klang in ihren Ohren anders als in denen der übrigen Menschen.

Mandy gab sich keinen Illusionen hin. Sie war zu einem Teil der anderen Welt geworden, dieser neuen Welt, in der es andere Gesetze gab. Die Mystik einer uralten Zeit, als die Götter noch über die Menschen herrschten, war für sie zur Wahrheit geworden, und sie fürchtete sich vor dieser Wahrheit nicht.

Mandy Friedman nahm eine andere Sitzhaltung ein. Sie drehte sich auf der schmalen Bank und streckte die Beine weit vor. Mit den Hacken berührte sie den Boden, und sie hatte den Eindruck, als wären aus ihren Beinen Pfoten geworden.

So starrte sie ins Dunkel.

Aber in der unmittelbaren Nähe und neben ihr auf dem Boden existierte ein Schatten, der noch dunkler war als die Umgebung. Seine Umrisse hoben sich scharf ab, und sie zeigten sehr deutlich den Körper einer Katze mit hochgestellten Ohren.

Mandy lächelte, denn jetzt wußte sie, daß der Geist der Katzengöttin bei ihr war, ihren Schutz übernommen und sie nicht verlassen hatte. Nach wie vor konnte sie sich auf ihn verlassen und deshalb auf die eigene Stärke vertrauen.

Mandy streckte die Arme aus. Sie war voller Kraft, sie hatte sich wunderbar erholt, in ihrem Körper steckte die alte Energie, die auch in dieser Zeit Bestand hatte.

Sie stand auf.

Der Schatten bewegte sich ebenfalls. Er glitt auf den schmalen Ausgang des kleinen Hauses zu, als wollte er ihr den Weg zeigen, aber Mandy ging noch nicht.

Sie hatte etwas gehört, das ihr gar nicht gefiel.

Jemand bewegte sich in ihrer Nähe.

Nicht nur das, er schlich auch auf das kleine Haus zu. Er kam näher, je mehr Zeit verging.

Ein Fremder.

Oder einer, der Bescheid wußte.
Mandy Friedman verzog den Mund, als bestünden die Lippen aus Gummi. Und so zeigte sie ein katzenhaftes Grinsen, wobei die Zähne schimmerten. Grüne Augen funkelten wie geschliffenes Glas, und Mandy beobachtete, wie der Schatten sie verließ.
Er hatte sich aufgelöst, er ging vor, aber er würde trotzdem in ihrer Nähe bleiben und den Feind aufspüren.
Nein, Sorgen machte sie sich keine.
Deshalb folgte sie dem Schatten der Katzengöttin auch…

***

Auch Conan war durch die Nacht geschlichen. Er hatte sein Schwert mitgenommen, denn er fühlte sich in die Welt des Fantasyhelden versetzt. Die drei Bullen hatten in seinen Augen eine lächerliche Figur gemacht. Sie ahnten und wußten nicht, wie der Hase lief. Sie waren irgendwie von der Rolle.
Sie wollten einfach nicht glauben, was sie mit den eigenen Augen sahen. Dabei war es so einfach, so lächerlich simpel. Sie brauchten nur den Spuren zu folgen, dem großen Schatten der Bestie, dann würden sie ans Ziel gelangen.
Aber hatten sie ihm geglaubt?
Der Spitzel glaubte nicht daran. Selbst Fitty Jones war skeptisch gewesen. Immerhin hatte er sich dazu herabgelassen, mit ihm zu reden, was letztendlich auch als positiv eingestuft werden konnte.
So ganz mißtrauisch waren sie also nicht.
Es hatte zwei Tote gegeben.
Beide waren schrecklich zugerichtet gewesen. Die Bullen standen vor einem Rätsel, wie überall zu lesen war, nicht aber Conan. Er wußte genau, wie die Dinge standen, und er wußte vor allen Dingen, wo er zu suchen hatte.
Deshalb war er kurz nach den Bullen ebenfalls verschwunden und in die Dunkelheit eingetaucht. Er war einer, der sich auskannte. Jeder Pflasterstein war ihm hier so bekannt, daß er ihm schon hätte einen Namen geben können. Wenn es darauf ankam, sich leicht und locker zu bewegen, war er der letzte, der dies nicht fertigbrachte. Man würde ihn ebensowenig sehen wie die Bestie, aber er würde sehen, und darauf kam es ihm einzig und allein an.
Zwei Typen aus der Gang der Kanal-Ratten waren umgebracht worden. Unter den restlichen grassierte die Angst. Niemand wußte, wer die jungen Männer getötet hatte. Sie alle hatten Vermutungen, sie sprachen flüsternd über ihren Verdacht, doch niemand kam der eigentlichen Wahrheit nahe.
Vielleicht hatten sie sogar den Schatten der Bestie gesehen. Nur war es ihnen nicht bewußt geworden, da reagierte ein Kämpfer wie Conan

sicherlich anders.

Der Hafen und seine Umgebung war nie ruhig. Auch in dieser Nacht nicht, obwohl sich eine seiner Meinung nach bleierne Stille über die Gegend gesenkt hatte.

Es war auch nur für den zu spüren, der sich hier auskannte. Dazu gehörte Conan ja.

Die Stille war da.

Das Blei lag über der Umgebung. Er durchstreifte sie. Seine Füße berührten zwar den Boden, doch sie hinterließen kaum ein Geräusch. Er umging Hindernisse, er huschte geduckt an einem versteckt liegenden Parkplatz entlang, der von den Nutten mit ihren Freiern angefahren wurde. Dann ging es in den Autos zur Sache, aber dafür hatte er keinen Blick. Conan war kein Spanner, er hatte andere Aufgaben zu erledigen. Er wollte den Hafen von der Bestie befreien.

Er lebte eben in seiner Welt. Er kam auch nicht auf den Gedanken, daß die andere Seite stärker sein könnte. Ein Conan hatte immer gewonnen und seine Feinde besiegt.

Wo konnte der Schatten sein?

Wenn er ihn sah, war der Weg zur Bestie nicht mehr weit. Ein paarmal hatte seine Hand bereits gezuckt, als in seiner Nähe ein pelzigen Etwas auf vier Beinen vorbeigehuscht war. Das aber war nur eine normale Katze gewesen, nicht die, die er suchte.

Dennoch mußte sie da sein.

Conan fand seinen Weg. Er kannte die Verstecke auf den Piers. Wenn sich die Bestie schon nicht offen zeigte, würde sie irgendwo lauern. Und wenn er alle Verstecke abgehen mußte, er würde sie irgendwann finden. Wenn nicht in dieser, dann in der nächsten Nacht.

Immer wieder traf er auf Menschen.

Zumeist Gestalten, die das Licht des Tages scheuten. Einige von ihnen kannte er aus der Kneipe. In der Nacht wurden die besten Geschäfte gemacht. Da drehten sich die Verhandlungen dann um das Diebesgut und die Hehlerware, die an den Mann gebracht werden mußte. Conan kümmerte sich nicht darum. Witternd setzte er seinen Weg fort.

Die Bestie war in der Nähe. Sie mußte es einfach sein. Seine Nase hatte ihn noch nie im Stich gelassen.

Immer wieder schaute er sich um und sorgte dafür, daß er nicht gesehen werden konnte. Es war seine Welt, sie sollte ihm ganz allein gehören, er würde es seinem großen Vorbild nachmachen und die Bestie aus dem Weg räumen.

Sein Gesicht nahm einen ärgerlichen Zug an, als er aus dem Clubhaus die lauten Stimmen hörte. Sie feierten oft im Water Ski Club, als wüßten sie nicht, was hier geschehen war.

Plötzlich sah er die Katze.

Sie hockte ganz in seiner Nähe auf dem ersten von drei Containern. Sie schaute auf ihn hinab, die Augen funkelten dabei, als wollten sie ihm eine Botschaft übermitteln.

Conan blieb stehen.

Die Katze fauchte leise.

Dann setzte sie mit einem Sprung vom Container auf den Boden und huschte weg.

Er hatte zuerst nicht auf sie achten wollen, besann sich aber eines besseren, als ihm auffiel, daß die Katze zwar aus seiner unmittelbaren Nähe weggelaufen war, aber ihn weiterhin anstarrte.

Conan ging zwei Schritte weiter.

Die Katze lief ebenfalls vor.

Dann wartete sie und schaute zurück, ob er ihr auch folgte. Und er kam. Der Mann hatte plötzlich das Wissen in sich, daß die Katze nicht grundlos in seiner Nähe erschienen war. Sie war so etwas wie eine Botin, die ihn ans Ziel führen wollte.

Deshalb ging er hinter ihr her und ließ sich von ihr in die Dunkelheit führen.

Ein finsterer Platz nahm ihn auf. Auch deshalb finster, weil in der Nähe sehr hohe Container standen, die eine Sicht in eine bestimmte Richtung unmöglich machten.

Gehen und schauen.

Abwarten, auf der Hut sein - und das plötzliche Spüren der nahen Gefahr.

Er schlich weiter. Die Katze dabei im Blick behaltend, aber auch die Umgebung.

Wohin wollte sie?

Sie huschte plötzlich fort. Zuerst der Sprung nach links, dann war sie weg.

Conan schaute nach rechts.

Dort stand dieses kleine Schutzhaus, in dem die Arbeiter oft genug ihre Pausen absaßen. Es war nicht mehr als eine windschiefe Hütte. Die Tür war nicht geschlossen. Trotzdem war es so finster, daß er nicht hineinschauen konnte.

Ein gutes Versteck?

Auf seinem Rücken kribbelte es, und er verzog die Lippen. Conan kannte das Zeichen, er wurde noch vorsichtiger und umfaßte den Griff seines Schwertes fester.

Und er sah die Bestie.

Nein, eigentlich nur einen Schatten. Es war der Körper einer Katze, der sich übergroß, wirklich schon in der Größe eines Tigers, auf dem Boden abmalte.

Der Schwanz, der Körper, der Kopf, die Ohren, alles war vorhanden. Er hatte sogar den Eindruck, als wären in den Schatten des Gesichts

helle Augen hineingetupft worden.

Was war das nur?

Furcht stellte sich ein. Auf einmal verlor er einen Teil seiner Siegessicherheit, und er drehte seinen Kopf nach rechts, als er aus dieser Richtung ein Geräusch gehört hatte.

Da kam jemand.

Eine Person zeichnete sich im offenen Eingang des kleinen Hauses ab. Ein Mensch - oder…?

Conans Augen weiteten sich. In den folgenden Sekunden wurde sein bisheriges Leben auf den Kopf gestellt. Die Logik spielte bei ihm nicht mehr mit, denn das Wesen griff an.

Conan wußte nicht, was es war.

Ein Mensch, ein Tier?

Er konnte nur noch schreien…

***

Manchmal fuhren und manchmal gingen wir über den Pier, wenn Fitty Jones uns anzuhalten bat, um auszusteigen. Er fuhr mit uns bestimmte Stellen an. Wir lernten Verstecke kennen, die ich nie vermutet hätte. Unter alten Kränen und Aufbauten kroch Fitty herum, aber einen Erfolg erreichte er nicht.

Nicht daß wir sauer gewesen wären, aber wir waren es doch gewohnt, auch mal »zu Potte« zu kommen, und so sprach ich ihn an, als er wieder einmal aus einem Versteck gekrochen war und sich mit beiden Händen einige Spinnweben vom Körper streifte.

»Was suchen Sie eigentlich, Fitty?«

»Den Killer.«

»Das hatten wir uns gedacht. Aber finden Sie es gut, durch irgendwelche Löcher zu kriechen?«

»Nein, das finde ich nicht. Aber etwas müssen wir tun. Wir dürfen die Chancen nicht verstreichen lassen. Der Killer kann sich überall verstecken.«

»Ein Raubtier?«

»Ja, so haben Sie es gesagt. Und ich glaube es. Wobei ich nicht glaube, daß dieses Raubtier bei einem Transport aus irgendeinem Käfig entflohen ist.«

»Schön«, sagte ich. »Was machen wir nun?«

»Wir fahren weiter.«

»Zu einem bestimmten Ziel?« fragte Suko.

Fitty Jones verdrehte die Augen. »Ja und nein. Wir werden uns in einem Gebiet umschauen, das wir bisher noch nicht abgesucht haben. Ist das okay?«

»Wie Sie wollen.«

Wir stiegen wieder ein. Die vier Scheiben des Rover waren offen.

Schließlich wollten wir so viel wie möglich von dem hören, was sich an Geräuschen auf dem Pier versammelte.

Es gab immer welche. Nie war es still. In der Ferne wurde noch gearbeitet. Manchmal schrieen auch Katzen, wenn sie miteinander kämpften. Die Dunkelheit verteilte sich wie ein grauer Nebel. Am Himmel waren Wolkenschleier erschienen. Sie nahmen uns die Sicht auf die Gestirne, und über uns sah es aus, als wäre ein Vorhang zugezogen worden.

Ich hatte Fitty noch nicht danach gefragt, ob er die ganze Nacht über durchfahren wollte. Irgendwann, so stand für uns fest, würden wir uns wieder in der Nähe des Homes der Kanal-Ratten aufhalten, denn zwei von ihnen waren schließlich gestorben, was durchaus den Anfang einer Mordserie bedeuten konnte.

Wir rollten parallel zu einem Gleiskörper dahin, hörten nicht weit entfernt das scharfe Lachen einer Frau, und ich tippte automatisch auf das Bremspedal.

»Keine Panik«, sagte der neben mir hockende Fitty. »Das war ein übliches Geräusch vom Bums-Parkplatz.«

»Ach, den gibt es auch?«

»Immer noch.«

»Wäre es nicht sinnvoll, wenn wir uns in dessen Nähe aufhalten würden?« fragte Suko. »Dort sind schließlich Menschen, und das wird auch der Killer wissen.«

»Ich denke anders darüber.«

»Wie und warum?«

Fitty drehte den Kopf. »Dann hätte sich der Killer ja die Opfer vom Parkplatz holen können. Hat er aber nicht. Er hat sich welche aus der Bande der Kanal-Ratten geholt, und ich habe das verdammte Gefühl, daß dahinter ein System steckt.«

»Immer noch die lästige Konkurrenz?«

»Ja, obwohl ich es mir nicht vorstellen kann.« Fitty schüttelte selbst den Kopf. »Diese Hafen-Katzen sind zwar nicht unbedingt meine Freundinnen, aber derartige Taten traue ich denen einfach nicht zu. Da könnt ihr sagen, was ihr wollt.«

Aus seiner Sicht mochte er recht haben, wir aber wollten letztendlich alles abchecken. Zeit genug stand uns ja zur Verfügung.

Wir mußten weg von den Gleisen, die auf unebenes Schottergelände führte.

»Nach links?« fragte ich.

Fitty nickte.

»Wo kommen wir dann hin?«

»In eine Gegend, wo auch viel rangiert wird. Da stehen einige Container. Tagsüber wimmelt es dort von Arbeitern. In der Nacht ist es sehr ruhig und finster. Sollten wir dort nichts finden, fahren wir

wieder in die Nähe der Kanal-Ratten und…«

Der Schrei war nicht zu überhören.

Gellend, wütend und gleichzeitig ängstlich. Irgendwo vor uns hatte ihn ein Mann ausgestoßen, und niemand brauchte uns zu sagen, daß sich dieser Mensch in allerhöchster Gefahr befand…

***

ES griff an!

Conan hatte in der Dunkelheit nicht genau erkennen können, wer ihm da aus dem Eingang entgegengesprungen war. Jedenfalls war es eine Gestalt auf zwei Beinen, sehr gestreckt, und trotz des menschenähnlichen Aussehens hatte sie etwas Tierisches an sich.

Sie schrie und fauchte. Laute, wie sie auch ein Tiger abgeben konnte, und plötzlich war sie bei ihm.

Conan hatte noch sein Schwert in die Höhe reißen wollen, es war ihm nicht mehr gelungen. Etwas traf mit ungeheurer Wucht seine rechte Schulter und riß dort die Kleidung auseinander, als bestünde sie nur aus dünnem Papier.

Es blieb nicht bei der Kleidung, denn die Krallen waren wie Messer. Sie bohrten sich in seine Haut, dann in das Fleisch, hinterließen nicht nur Wunden, sondern auch einen wahnsinnigen Schmerz, der ihn in seiner Not schreien ließ wie nie zuvor im Leben.

Er stand noch immer auf den Beinen, hielt auch sein Schwert fest, aber es gelang ihm nicht mehr, den Arm zu bewegen. Das Blut rann an seiner Haut entlang auf das Handgelenk zu, und vor seine Augen hatte sich ein Schleier gelegt.

So konnte Conan seinen Gegner nicht genau erkennen. Er glaubte aber, ein Schattengesicht mit dem Ausdruck einer Katze zu erkennen.

Wieder packten die Krallen zu. Sie bohrten sich in ihn hinein, sie rissen ihn herum, sie schleuderten ihn zu Boden, und er prallte mit dem Bauch zuerst auf, dann mit dem Gesicht. Seine Zähne brachen wie Glas, über seinem Rücken hörte er ein Fauchen. War seine letzte Sekunde gekommen? Er würde es nicht schaffen, sich aus den Klauen dieser Bestie zu befreien. Er dachte an die Opfer und auch daran, daß er in den folgenden Sekunden ebenso zerrissen werden würde.

Wieder schlugen die Pranken zu. Sie zerstörten die Kleidung auf seinem Rücken, sie zerrissen seine Haut, dann drehte ihn eine unheimliche Kraft um, so daß er auf dem Rücken lag.

Über ihm schwamm die Fratze der Bestie.

Katze, Mensch?

Er wußte es nicht, er sah dann das Gebiß, und er bekam auch mit, wie die Zähne auf seine Kehle zielten, um dort den tödlichen Biß anzusetzen.

Da geschah das Wunder!

Licht überflutete ihn plötzlich, und der Körper der Bestie schnellte hoch…

***

Keiner von uns wußte genau, wo dieser Schrei aufgeklungen war. Wir kannten nur die Richtung, mehr nicht. Ich hatte das Fernlicht eingeschaltet, um mehr zu sehen. Es zerstörte die Dunkelheit und machte die Nacht zum Tag mit seinem kalten, weißen Schein, der über alles hinwegfloß, was sich als Hindernis in den Weg stellte.

Fitty Jones hatte von Containern gesprochen. Wir sahen sie im Schatten der gewaltigen Hebekräne.

Ich hatte Gas gegeben. Der Rover holperte über die Unebenheiten des Bodens hinweg. Die Reifen jaulten einige Male auf wie gequälte Kreaturen. Da ging einiges an Profil verloren, was mir in diesen Augenblicken egal war.

Zudem hörte ich die Schreie des neben mir sitzenden Fitty Jones, der die Hände zu Fäusten geballt hatte und gegen die Verkleidung am Armaturenbrett trommelte.

»Das ist sie. Das ist die Bestie! Wir kriegen sie! Wir holen sie uns, verdammt!«

Er sah sie noch nicht. Erst mußte ich einer quer auf dem Boden liegenden Röhre ausweichen, als dann auch das Fernlicht schwenkte und uns ein Bild zeigte, das selbst bei Suko und mir für einen Moment das Entsetzen einfrieren ließ.

Da lag jemand auf dem Boden.

Ein Mensch, das konnten wir genau erkennen. Aber die Gestalt über und auf ihm war nicht so genau zu identifizieren. Es konnte ebenfalls ein Mensch sein, oder war es ein Monstrum?

Jedenfalls war es in den starken Lichtschein geraten. Es hob seinen Oberkörper an, drehte den Kopf, und für einen Moment glaubten wir, den Schädel einer Riesenkatze zu sehen.

Dann sprang die Bestie zur Seite. Sie rannte und tauchte weg, auch das helle Fernlicht konnte sie nicht mehr verfolgen, aber ich sah auch, wie ein riesiger Schatten über den Boden huschte, allerdings in die entgegengesetzte Richtung, denn er geriet in den Schein unserer Lampen, und er richtete sich allen Gesetzen zum Trotz plötzlich aus eigener Kraft auf, was bei einem Schatten schon prinzipiell unmöglich war.

Ich bremste.

Wir wurden in die Gurte geschleudert, die wir sofort lösten, kaum daß der Rover stand.

Suko und ich sprangen gleichzeitig hinaus. Wir rannten hinein in das Licht und auch gegen den Schatten und spürten plötzlich einen Widerstand.

Es war nur ein kurzes Antippen, eine leichte Umarmung, auch eine gewisse Kälte und der kurze Schmerz, der von einer bestimmten Stelle meines Kreuzes ausging.

Dann war es vorbei!

Ich sah keinen Schatten mehr, ich hörte nur ein jämmerliches Wimmern und sah, daß sich Suko und auch Fitty Jones um den am Boden liegenden Schwerverletzten kümmerten.

Es reichte, wenn sie es taten. Ich hatte nicht vergessen, daß eine Gestalt aus dem Licht verschwunden war, und ich hatte mir auch die Richtung gemerkt.

Ich lief nach links.

Die freie Strecke war nur wenige Yards lang. Sie lag in der Dunkelheit. Ich paßte auf, um nicht über irgendwelche Hindernisse zu stolpern.

Mit der Schulter schrammte ich an dem im Wege stehenden Container entlang, huschte um die Kante hinweg, konnte endlich nach vorn schauen und sah die flüchtende Gestalt. Sie drehte sich, schickte mir einen Schrei entgegen, in dem ein böses Fauchen mitklang. Der Schrei hatte sich menschlich angehört, das Fauchen hatte mich eher an den Warnschrei einer Katze erinnert.

Dann war sie weg!

Einfach fort, eine schnelle Drehung, das Dunkel der Nacht schluckte sie. Zuletzt sah ich sie noch mit drei, vier Sprüngen über die oben geschlossenen Container hinwegspringen.

Ich blieb als vorläufiger Verlierer zurück. Die Beretta in der rechten Hand haltend, wobei ich nicht mehr dazu gekommen war, sie gegen diese Bestie einzusetzen.

Auch das leise Fluchen half nichts, sie war verschwunden, und ich ging den Weg wieder zurück, wo ich Fitty Jones neben der am Boden liegenden Gestalt knien sah.

Suko hörte ich nur sprechen. Er war zum Rover gegangen und alarmierte die Rettung.

»Es ist Conan«, flüsterte Fitty. »Verdammt, verdammt, Sinclair! Schauen Sie sich diesen Mann an. Ich hoffe, er überlebt.«

Conan war schwer verletzt. Sein Schwert, auf das er so stolz gewesen war, hatte er nicht mehr einsetzen können. Er hielt es in der rechten Hand wie im Krampf umfaßt.

Die scharfen Krallen der Bestie waren wie Rasiermesser über seinen Körper gefahren und hatten entsprechende Wunden hinterlassen, die stark bluteten.

Conans Augen standen offen. Er schaute mich an. Ob er mich allerdings wirklich wahrnahm, daran glaubte ich nicht. Er war völlig von der Rolle, die Schmerzen ließen ihn stöhnen, und zitternd bewegten sich seine Lippen.

»Der braucht einen Arzt!« keuchte Fitty Jones. »Sonst… sonst stirbt er uns unter den Händen weg.«

»Der Arzt ist unterwegs«, erklärte Suko, der ebenfalls herankam. »Es dauert nur wenige Minuten. Ich habe Dampf gemacht.« Er beugte sich vor und legte die Hände auf seine Oberschenkel. »Verdammt, John, was sagst du dazu?«

»Daß uns die Bestie entkommen ist?«

Mein Freund nickte. »Hast du gesehen, was ich gesehen habe?«

»Wahrscheinlich.«

»Das war ein Monster!« keuchte Fitty. »Das war ein verdammtes Monster. Das kann kein Mensch gewesen sein.« Er trat hart auf. »Scheiße, wie ist so etwas möglich?« Er schlug sich gegen die Stirn.

»Wir…wir drehen hier doch keinen Horrorfilm.«

»Nein, das bestimmt nicht«, sagte ich. »Aber denken Sie mal darüber nach, weshalb wir hier sind.«

»Wieso?«

»Schon die beiden ersten Taten waren rätselhaft. Man hatte keine Erklärung, und das hat sich auch jetzt nicht geändert. Wir wissen zumindest, daß eine Bestie existiert.«

»Das ist mit klar.« Er nickte heftig. »Aber wieso ist das geschehen? Wie kann so etwas passieren?«

»Ich weiß es noch nicht.«

Fitty zeigte mit dem Finger auf mich. »Sie haben doch auch den Schatten gesehen - oder?«

»Die große Katze!«

»Ja!« schrie er. »Den großen Katzenschatten. Das war dieser verfluchte Schatten. Ich habe ihn gesehen, Sie haben ihn gesehen. Verdammt noch mal, welche Erklärung haben Sie denn?«

»Keine - vorläufig!« schränkte ich ein.

Fitty schaute auf den Schwerverletzten. »Glauben Sie denn… also glauben Sie, daß das Grauen vorbei ist? Für diese Nacht, meine ich.«

»Nein, das glaube ich nicht.«

»Dann könnte die Bestie noch mal zuschlagen.«

»Ja.«

»Und unsere Theorie gerät auch ins Wanken«, sagte Suko, der bisher zu gehört hatte.

»Wieso?« fragte Fitty.

»Hat Conan zu den Kanal-Ratten gehört?«

Fitty bewegte zuckend seine Augenlider. »Nein, verdammt, das hat er nicht.«

»Demnach sind die Opfer nicht auf eine bestimmte Gruppe beschränkt. Jeden kann es treffen.«

Fitty Jones preßte die Hände gegen seinen Kopf und drehte sich auf der Stelle. »Verdammt noch mal, ich pack es nicht. Es ist mir einfach

zu hoch! Ich komme damit nicht zurecht. Ich kann es einfach nicht überreißen.« Er starrte wieder auf das Gesicht des Schwerverletzten und hob mit einer hilflosen Bewegung die Schultern.

Wir hörten das Heulen der Sirenen. Jetzt würden im weiteren Umkreis sicherlich einige Typen aufgeschreckt. Zwei Wagen kamen. Einmal der weiße der Ambulanz, zum anderen ein Streifenwagen, aus dem die beiden Beamten sprangen.

Ein Arzt und zwei Sanitäter kümmerten sich um Conan. Er wurde sofort an den Tropf gehängt, kriegte auch zwei Spritzen. Die Gruppe arbeitete gut zusammen, so daß wir dort überflüssig waren.

Ich sprach die uniformierten Kollegen an, die ziemlich verlegen neben ihrem Fahrzeug standen und nicht wußten, was sie sagen sollten. Schließlich fragten sie mich, ob wir Hilfe benötigten.

»Nein, das ist nicht nötig.«

»Es war aber dieser Doppelmörder, nicht?« Auch bei ihnen hatten sich die anderen Taten herumgesprochen.

»Das will ich nicht leugnen.«

»Und jetzt, Sir?«

»Sie können wieder fahren. Hier brauchen wir Sie nicht mehr.«

Das begriffen sie nicht. Sie erkundigten sich, ob die Umgebung nicht abgeriegelt werden sollte, was ich verneinte.

»Es hat wirklich keinen Sinn. Wer immer es getan hat, der ist längst verschwunden. Ich weiß es.«

Diese Antwort ließ bei ihnen neue Fragen hochsteigen. Sie trauten sich aber nicht, sie zu stellen, und ich bedankte mich noch einmal für ihr rasches Erscheinen.

Conan war schon auf die Trage gelegt und auf die Ladefläche geschoben worden. Suko stellte dem Arzt noch eine Frage, die auf der Hand lag. »Wird er durchkommen? Was meinen Sie, Doc?«

»Ich weiß es nicht, Inspektor. Ich habe wirklich keine Ahnung, glauben Sie mir.«

»Ja, schon gut.«

Der Arzt stieg ebenfalls auf die Ladefläche. »Wir tun unser Bestes, darauf können Sie sich verlassen.«

»Das sagt man immer«, murmelte Suko. Er trat zur Seite, um dem anfahrenden Wagen nicht im Wege zu stehen.

Der Fahrer schlug einen Bogen, und wir schauten ihm nach, bis der rote Schein der Rücklichter nicht mehr zu sehen war. Daß hier etwas Schreckliches passiert war, daran erinnerte das Blut, das aus den Wunden geronnen war und den Boden als dunkle Flecken bedeckte.

Ich spürte eine eisige Kälte in mir und hatte mich etwas von den anderen beiden abgesondert. Dabei dachte ich über das nach, was ich im grellen Licht der Scheinwerferaugen gesehen hatte. Es war ein Alptraum gewesen, aber ein realer.

Mit zwei Tatsachen mußte ich zurechtkommen.
Da war zum einen diese Gestalt gewesen, die sich bewegt hatte wie ein Raubtier, ohne direkt eines zu sein. Aber sie war auch nicht weit davon entfernt gewesen. Hatte ich tatsächlich einen breiten Katzenkopf gesehen oder hatte er zu dem Schatten gehört, der einfach vorhanden gewesen und plötzlich verschwunden war?
Weggehuscht. Lautlos. Sogar als dreidimensionale Figur hatte ich ihn gesehen.
Ich atmete tief durch und aus. Dann schüttelte ich den Kopf. Die Bewegung war auch von meinem Freund wahrgenommen worden. »Ich denke, daß wir uns die Köpfe nicht zerbrechen sollten, John. Wir werden sie noch brauchen.«
»Meinst du?«
»Aber sicher. Das war der Anfang. Ich glaube, daß wir in dieser Nacht die eine oder andere Begegnung mit dem Killer haben werden.«
Sollte ich mich über diese Antwort freuen oder nicht? Ich entschied mich dafür. Es war wichtig, die Bestie zu stellen, um dann zu versuchen, sie aus dem Verkehr zu ziehen.
»Ähm… also… da wäre noch etwas.«
Wir drehten uns gemeinsam um, denn Fitty Jones war an uns herangetreten.
»Was gibt's denn?« fragte ich.
»Ich… ich… also - ihr könnt mich für leicht meschugge halten, aber da ist ein Problem entstanden, über das ich mit euch sprechen muß. Auch wenn ihr lacht.«
»Das wird wohl keiner«, sagte Suko. »Um was geht es denn?«
»Ich weiß, wer die Bestie ist. Ich habe sie in dem grellen Licht erkannt. Ich weiß Bescheid!« Die Worte waren nur so aus dem Mund des Mannes hervorgesprudelt, und als er sie gesagt hatte und endlich losgeworden war, ging er hastig einen Schritt zurück, als hätte er sich über sich selbst erschreckt.
»Bitte?« fragte ich.
Fitty Jones nickte nur.
»Wer ist denn die Bestie?« wollte Suko wissen.
Jones knetete seinen Bart. »Wie soll ich euch das erklären?« murmelte er.
»Fest steht nur, daß wir sie alle im Licht der Scheinwerfer gesehen haben, nicht wahr?«
»Ja, das stimmt.«
»Gut, Mr. Sinclair, es ist gut. Ich will Sie und Suko nicht fragen, was Sie genau gesehen haben. Vielleicht können Sie mir auch keine Antwort geben, aber ich kenne mich hier aus. Das hier ist mein Gebiet, und ich muß mit aller Deutlichkeit sagen, daß ich diese Frau oder Gestalt einigermaßen gut kenne.«

»Ach.«
»Wissen Sie, ich habe überlegen müssen. Ich habe mir die Situation immer wieder vergegenwärtigt, und das Resultat hat sich nicht verändert. Ich kenne sie.«
»Wer ist es?« fragte Suko.
»Ein junges Mädchen, eine junge Frau, beinahe noch ein Teenager. Sie heißt Mandy Friedman…«
»Moment mal«, unterbrach ich ihn. »Kann es sein, daß wir den Namen schon gehört haben?«
»Ich habe ihn erwähnt, als wir allgemein über den Fall sprachen. Mandy Friedman ist die Anführerin der Hafen-Katzen. Sie ist also das Pendant zu Malice.«
Das war ein Schock. Suko und ich tauschten zunächst nur Blicke. Wir wußten nicht, was wir darauf sagen sollten. Dabei hatten wir des öfteren über die Hafen-Katzen gesprochen. Aber wir hatten uns nicht vorstellen können, daß jemand aus dieser Frauenbande die Hände im Spiel haben könnte. Nun mußten wir das Gegenteil ausgerechnet von dem erfahren, der dagegen gesprochen hatte und auf unserer Linie eingeschwenkt war.
»Das darf nicht wahr sein«, flüsterte ich.
»Es stimmt aber.«
»Sie haben sich nicht geirrt?« fragte Suko.
»Nein.«
Der Inspektor schaute mich an. »Dann sollten wir uns die Dame mal vorknöpfen.«
Damit war auch Fitty einverstanden, denn er nickte heftig. »Ich kann euch auch sagen, wo sie wohnt.«
»Nicht nur sagen, hinfahren.« Ich war plötzlich in Form und stieg als erster in den Rover.
Suko sah den Fall nicht so optimistisch. »Ich will dir ja nichts, John, aber kannst du dir vorstellen, daß sie nicht zu Hause ist?«
»Das kann ich, aber ich möchte auf Nummer Sicher gehen und mir später keine Vorwürfe machen.«
Ich wandte mich an Fitty Jones. »Es ist sicherlich nicht weit von hier - oder?«
»Nein, wir können in einigen Minuten dort sein.«
Das war gut. Als noch besser empfand ich, daß wir endlich wußten, wer sich hinter dieser Bestie verbarg.
Eine junge Frau also.
»Wie alt ist sie denn? Wissen Sie das, Fitty?«
»Höchstens zwanzig. Und sie sieht aus wie eine Kindfrau, wie ein Teenager.«
Ich schluckte nur.

***

Mandy hetzte davon. Sie rannte weg. Sie hatte das Gefühl gehabt, von dem verfluchten, grellen Licht regelrecht aufgefressen zu werden, und sie mußte ihm entkommen.

Ein ganz neues Gefühl hatte sie überfallen. Eines, mit dem sie nicht hatte rechnen können. Nicht, seit sie wußte, was sie wert war. Ein bedrückendes Gefühl - Angst.

Warum hatte sie plötzlich Angst bekommen? Ausgerechnet eine Person, die so auf ihre eigene Stärke vertrauen konnte? Es wollte nicht in ihren Kopf. Die Angst hatte sie voll erwischt, und daran hatte nicht allein das Licht der Scheinwerfer die Schuld getragen. Es mußte etwas anderes gewesen sein.

Sie hörte sich Keuchen, oder war es ein Knurren? Egal, sie huschte durch die schmalen Lücken zwischen den Containern, sie war flink und schnell wie eine Katze, und sie hoffte, daß die Angst vergehen würde. Auf keinen Fall durfte sie dieses Gefühl bei ihren anderen Aktivitäten behindern.

Das wäre fatal gewesen.

Viel hatte sie noch vor. Sehr viel, ein steiler Weg, der sie endgültig nach oben führen konnte.

Sie erreichte einen schmalen Kanal, über den ein Eisensteg führte. Mandy huschte darüber hinweg.

Ihr Ziel stand fest.

Sie wollte Malice!

Er mußte sterben!

Wenn er nicht mehr war, dann gab es auch die Bande der Hafen-Ratten nicht mehr.

Es war so einfach, und sie hatte die Kraft, dies auch in die Tat umzusetzen.

Zuvor aber mußte sie sich ausruhen und ihre Situation noch einmal überdenken.

Sie fand eine schmale Treppe, die zum Kanal hinabführte. Es war nur ein schmaler Wasserstreifen, gerade breit genug, um einen einzigen Kahn aufnehmen zu können. Er wurde wie eine Einbahnstraße benutzt, und das auch nur im Notfall.

Auf der Treppe blieb sie hocken. Ihr Blick streichelte die Oberfläche. Nur sehr schwach zeichnete sich dort das blasse Mondlicht ab, denn vor den Erdtrabanten hatten sich dünne Wolkenschleier geschoben, die ihm einen Teil seiner Leuchtkraft nahmen.

Mit beiden Händen strich Mandy durch ihr Gesicht. Die Handflächen streichelten die Wangen, und sie spürte nicht etwa Haut, sondern etwas anderes, das ihr vorkam, wie weicher Stoff.

Samt…?

Unsinn, das war Fell!

Zuerst wollte sie schreien, dann aber blieb sie starr sitzen und dachte

nach. Warum Fell?

Tiere hatten ein Fell, auch Katzen.

Und sie war mit der Göttin der Katzen eng verbunden. Deshalb konnte es durchaus sein, daß ihr ein Fell gewachsen war. Mandy strich mit den Händen auch weiterhin an ihrem Körper entlang. Sie wollte dort nachfühlen, wo ihre kurze Jacke endete, auf der nackten Haut.

Auch sie hatte sich verändert, war zu Fell geworden.

Die Konsequenz lag auf der Hand, und Mandy scheute sich auch nicht, sie vor sich hin zu flüstern:

»Ich bin auf dem Weg, zu einer Katze zu werden.«

Sie wollte darüber lachen. Das wiederum schaffte sie nicht. Statt dessen verließ ein heiseres Fauchen ihren Mund. Wieder ein Zeichen, daß sie der Katze ein Stück näher gekommen war.

Einen Spiegel besaß sie nicht. Sie hätte aber gern in einen hineingeschaut.

Ob Katze oder nicht, eines blieb.

Sie würde weitermachen und als Mischung zwischen Mensch und Katze den Kanal-Ratten einen Besuch abstatten…

Fitty Jones hatte nicht gelogen. Wir brauchten tatsächlich nur wenige Minuten, um genau das Haus zu erreichen, in dem eine gewisse Mandy Friedman lebte.

Es war einer dieser alten Hafenbauten, in denen oft mehr Menschen lebten, als offiziell registriert waren. Das aber sollte uns nicht kümmern. Für so etwas war die Einwanderungsbehörde zuständig, und wir kümmerten uns nicht um die Typen, die sich vor und auch innerhalb des Hauses aufhielten, die uns nicht gerade mit freundlichen Blicken bedachten, uns aber auch nicht aufhielten, als wir hintereinander und mit langen Schritten die Treppen hochstiegen.

»Sie wissen aber gut Bescheid«, sagte ich.

Fitty ging vor mir. »Ich war zweimal hier.«

»Was haben Sie von Mandy Friedman gewollt?«

»Ich brauchte nur ein paar Antworten, die sich auf einen gestohlenen Container mit Kleidung bezogen. Nichts Besonderes. Sie hat mir aber nicht helfen können.«

Vor Mandys Tür blieben wir stehen. Es brannte zwar Licht, das aber war mehr als trübe, und so nahm ich meine kleine Leuchte zu Hilfe, während sich Suko in ihrem Schein das Schloß anschaute.

»Und?« fragte ich.

»Kein Problem.«

Aus seiner Tasche holte Suko ein Besteck. So mancher Einbrecher hätte sich über dieses moderne Werkzeug gefreut, aber nur bestimmten Personen war es zugänglich.

Zwei Kinder schauten uns zu, wie Suko am Schloß herumwerkelte.

Lange brauchten sie nicht zu schauen. Schon sehr bald war die Tür offen, und Suko drückte sie auf. Die Kinder streckten uns zum Abschluß noch die Zungen raus, als wir in die Wohnung gingen.

Suko hatte die Tür geöffnet. Er war der erste, und er schaltete auch das Licht ein.

Es war keine tolle Bleibe, das konnte man hier auch nicht erwarten. Auch die Mieterin selbst hatte sich nicht viel Mühe gegeben, die Wohnung zu verschönern. Was da an Möbeln herumstand, war vom Trödelmarkt.

Fitty Jones ließ seine Blicke ebenfalls schweifen. Sie streiften auch über den kleinen Nachttisch neben dem Bett, und da stutzte unser Kollege plötzlich.

»Seht mal her!«

Als wir uns drehten, schwenkte er triumphierend zwei bunte Reiseprospekte. Sein Gesicht sah aus, als wäre darauf eine Sonne aufgegangen. »Na, das ist doch was.«

»Ägypten«, sagte Suko. Er nahm Fitty einen Prospekt aus der Hand und blätterte ihn auf.

Ich schaute bei ihm zu. Schon bald sahen wir die eingeknickten Ränder an bestimmten Seiten, und Mandy Friedman hatte sich auch die entsprechenden Notizen gemacht.

Da wurden verschiedene Reisen angeboten. Eine war mit einem Rotstift markiert. »Diese Reise führt Sie an die alten Stätten der Götter.« So versprach es die Titelzeile. Darunter waren mehrere Fotos abgebildet, und dann lasen wir auch einen Text, bei dem ein Begriff mit roter Kugelschreibermine ebenfalls unterstrichen war.

»Bastet«, flüsterte ich.

»O ja, die Katzengöttin«, sagte Suko leise. »Soll ich dir jetzt noch eine Frage stellen?«

»Bitte.«

»Wie hat die Killerin ausgesehen?«

Ich hob die Schultern. »Es war keine Katze, aber sie war auch nicht weit davon entfernt.«

»Könnte es möglich sein, daß sie dabei war, sich in eine Katze zu verwandeln?«

»Ich schließe nichts aus. Zumindest habe ich den Schatten der Riesenkatze gesehen.«

»Bastet?«

»Das ist möglich«, murmelte ich. »Ihr Schatten, ihr Geist. Eine Seelenwanderung?«

Mein Freund hob die Schultern. Fitty Jones hatte uns zugehört. Er sagte: »Könnte es sein, daß wir dem Ziel einen großen Schritt nähergekommen sind, meine Herren?«

Ich drehte mich um. »Wahrscheinlich einen sehr großen.« Mit dem

Finger klopfte ich auf die bestimmte Seite. »Unsere Freundin Mandy Friedman ist nach Ägypten gereist. Sie scheint sich besonders für die alten Götter dieses Volkes interessiert zu haben und im besonderen für die mächtige Katzengöttin Bastet. Es ist zwar schwer zu begreifen, aber es kann durchaus sein, daß sie zu Bastet den Kontakt gefunden hat, den sie auch suchte. Sie und die Göttin müssen sich irgendwo getroffen haben, und zwar auf verschiedene Art und Weise.«

Fitty blieb der Mund vor Staunen beinahe offenstehen. »Soll das dann heißen, daß Mandy in Bastets Namen killt?«

»Das glaube ich nicht. Die Katzengöttin ist nicht unbedingt negativ. Aber ich könnte mir vorstellen, daß dieser teuflische Teenager die Kräfte ausnutzt, die ihm gegeben wurden.«

»Von der Göttin?« Fitty staunte jetzt.

»Durchaus.«

Jones schüttelte den Kopf. »Da komme ich nicht mit. Verdammt noch mal, das ist zu hoch für mich.«

Ich lächelte ihn an. »Machen Sie sich keine Gedanken deswegen, Fitty. Das erleben wir auch. Nur sollten wir jetzt versuchen, unsere ›Freundin‹ zu stellen.«

***

Malice fühlte sich alles andere als gut, denn ihm war gemeldet worden, daß ein Streifenwagen mit zwei Polizisten vor dem Home gestoppt hatte. »Die werden auch wieder abhauen.«

»Du solltest trotzdem rausgehen.«

»Warum?«

»Sie haben es sich gemütlich gemacht«, erklärte der Sprecher und hob dabei die Augenbrauen.

»Kennen wir die beiden?«

»Klar.«

»Dann schaue ich sie mir mal an!« erklärte Malice, »damit ihr euren Frieden habt.« Er schaute auf die Bierdose in seiner Rechten. Früher wäre er nicht hinausgegangen, da hätten ihn die Bullen kreuzweise lecken können. Heute aber sah er die Dinge anders. Nicht das Verhältnis zu den Bullen an sich, nein, nein, das war geblieben, aber es hatte zwei Tote gegeben. Und die beiden aus seiner Bande waren nicht einfach nur umgebracht worden, man hatte sie regelrecht zerstückelt.

Er stand auf. Zwar würden die Bullen ihm kaum helfen können, aber so etwas wie eine Zusammenarbeit war auch nicht schlecht. Vielleicht hatten sie mal ausnahmsweise eine gute Nachricht für ihn.

Er ging. Einige Augenpaare verfolgten seinen breitbeinigen Gang. Es machte sich schon bemerkbar, daß er einige Bierchen geschluckt hatte. Niemand sollte jedoch meinen, daß er im angetrunkenen

Zustand weniger gefährlich war, deshalb wurde er auch von keiner Seite angesprochen.

Draußen war es längst dunkel geworden. Malice atmete die klare Luft tief ein.

Er sah den Streifenwagen und auch dessen erleuchtete Fenster. Die beiden Polizisten waren ausgestiegen und grinsten ihn an. Einen kannte Malice besser. Er hieß Braddock und gehörte zu den harten Typen, denen man so leicht nichts vormachen konnte.

»Komm her, Malice!«

»Was ist los?«

»Ich will dir was erzählen. Es wird dich interessieren.«

Malice lachte. - »Komm her!«

Es war besser, sich kooperativ zu zeigen, deshalb gehorchte Malice. Braddock überragte ihn. Malice wußte, daß der Mann ihn nicht mochte, aber das beruhte auf Gegenseitigkeit.

»Es hat wieder einen Toten gegeben!« meldete Braddock.

»Wie?«

»Oder einen fast Toten.«

Malice fuhr durch sein Gesicht. »Das verstehe ich nicht, verdammt! Was ist da passiert? Ich… ich… weiß von nichts.«

»Lüg nicht. Es hat Conan erwischt.«

Malice schluckte. Er wurde wahrscheinlich auch blaß, aber das überspielte er oder versuchte es zumindest. »Moment mal, Sie meinen Conan? Den Mann mit dem Kurzschwert?«

»Richtig.«

»Und er hat sich nicht gewehrt?«

»Vielleicht, Malice. Ich wollte es dir nur sagen, und dann will ich noch was von dir wissen.«

»Was denn?«

»Du hast ihn doch gekannt.«

»Jeder kannte ihn.«

»Stimmt. Aber du kanntest ihn besonders gut, denke ich mal. Ihr habt oft zusammengesessen und getrunken.«

»Hin und wieder.«

»Gut, lassen wir das.« Der Polizist war freundlich, und darüber wunderte sich Malice, denn er kannte Braddock auch anders. Die Freundlichkeit blieb, als er seine Fragen auch weiterhin stellte. »Wenn du ihn gut kanntest, dann hast du sicher auch erlebt, wie er mit der Waffe umgehen konnte - oder?«

»Mit dem Schwert?«

»Klar, Malice, klar. Er hatte trotzdem keine Chance. Weißt du, was das bedeutet? Für dich bedeutet? Daß du auch keine Chance gegen ihn hast. Du wirst, wenn er kommt, sterben. Er macht dich fertig. Er holt dich ebenso, wie er Conan geholt hat. Als man ihn

abtransportierte, da lebte er noch. Er hat unwahrscheinliches Glück gehabt, daß Fitty Jones und Kollegen ihm zu Hilfe kamen. Die drei haben den Killer dann auch verscheucht. Aber nur verscheucht, Malice, nicht mehr. Du weißt, was das für dich und deine Freunde bedeutet. Der Killer läuft noch frei herum. Er fühlt sich bestimmt wohl. Er wird sich seine Opfer aussuchen können. Es wird ihm Spaß machen, auch bei euch einzubrechen und euch genüßlich zu zerfetzen. Ich habe Conan gesehen. Er sah wirklich nicht gut aus. Er war bei Bewußtsein. Wahrscheinlich hat er sich gewünscht, tot zu sein. Ja, das war bestimmt besser, als diese Schmerzen zu ertragen.«

»Hör auf, Braddock! Was soll das?«

»Ich wollte dir nur sagen, daß die Nacht noch nicht zu Ende ist. Da kann immer was passieren, Malice. Ich denke mal, daß der Killer frustriert ist, sollte Conan nicht tot sein. Dann wird er bestimmt umherirren und nach neuen Opfern suchen. Meinst du nicht auch?«

»Soll ich das Opfer sein?«

»Oder einer deiner Kumpane.« Braddock grinste breit. »Nichts für ungut, Malice. Ich an deiner Stelle würde mich vollaufen lassen. So richtig voll, verstehst du?«

»Warum?«

»Das ist besser, wenn der Killer dich holt. Da verspürst du keine Schmerzen mehr.«

Malice spie aus, als Braddock lachte und sich umdrehte. Er stieg wieder in den Wagen, wo sein Kollege auf ihn wartete. Durch das offenen Fenster rief er Malice zu: »Mal sehen, wie die Sache läuft. Vielleicht müssen wir dich zusammenfegen.«

Die beiden Beamten fuhren ab. Sie lachten noch und hörten nicht die Flüche des Zurückgebliebenen. Ein jeder hätte ihm eine Beleidigungsklage bringen können.

Aber Malice war auch verunsichert. So wenig er die Bullen mochte, im Endeffekt war er ihnen dankbar, daß sie ihn gewarnt hatten. Er konnte jetzt darüber nachdenken, was er tun sollte.

Verschwinden?

Das wäre am gescheitesten gewesen. Aber drücken wollte er sich nicht. Wie hätte das in den Augen seiner Kumpane ausgesehen? Nein, er würde bleiben, er würde gewisse Dinge durchziehen, und er würde allen noch mehr Wachsamkeit eintrichtern.

Als er das Home betrat, schauten ihn die anderen an. »Und was ist jetzt?« fragte jemand.

»Scheiße«, sagte Malice nur.

***

Du schaffst es! Du bist gut! Du bist als Mensch den meisten Menschen überlegen. Du bist wirklich toll, und keinem wird es gelingen, dich zu

stoppen.

Immer wieder vernahm Mandy Friedman die Stimme. Sie machte ihr Mut, sie putschte regelrecht auf, sie war nur für sie da. Niemand sonst hörte sie.

Mandy kannte sie genau. Sie stammte aus der Vergangenheit. Sie hätte längst im Mahlstrom der Zeiten verschwunden sein müssen. Eingegangen in eine Welt, über die sich kein Mensch eine Vorstellung machen konnte. Aber die Stimme war da, zusammen mit dem Schatten.

Hin und wieder tauchte er auf. Dann sah sie ihn nicht nur zwei-, sondern dreidimensional. Er begleitete Mandy in ihrer Nähe. Er war lautlos, aber er glitt vor wie ein gewaltiges Tier, das sich von keinem Hindernis aufhalten ließ.

Der Schatten übersprang alles, was sich ihm in den Weg stellte. Er hüpfte und tanzte, manchmal veränderte er sich auch. Dann hatte er sein Maul weit aufgerissen, ohne daß jedoch auch nur ein Laut hervorgedrungen wäre. Aber sie hörte ihn, sie stand mit ihm in Verbindung. Er liebte sie, und sie liebte ihn.

Mandy blieb manchmal stehen und streichelte ihr Gesicht. Das dünne Fell war nicht verschwunden.

Wie ein Flaum bedeckte es ihre Haut, und sie wußte nicht einmal, ob es dunkel oder hell war. Es war einfach nur vorhanden und würde so schnell sicherlich nicht verschwinden. Das Fell gehörte dazu. Es war der Katze würdig, dieser mächtigen Göttin, der sich Mandy geweiht hatte.

Sie lief auf das Home der Kanal-Ratten zu. Niemand hatte sie bisher gesehen. Immer wieder war sie in Deckung gegangen und hatte abgewartet. Dabei waren ihr auch gewisse Gedanken gekommen, die sich einfach nicht zurückdrängen ließen.

Mandy hatte an die beiden Männer aus dem Auto gedacht, die so plötzlich erschienen waren. Blitzartig waren sie gekommen und hatten die Kontrolle übernommen. Mandy ärgerte sich darüber, daß es ihr nicht gelungen war, den Mann mit dem Schwert zu töten.

Aber sie hatte weggemußt, denn sie hatte auch gespürt, daß diese Männer anders waren und sie jagen wollten.

Besonders dieser Blonde strahlte etwas aus, das sie nur als Gefahr ansehen konnte. Auch wenn sie intensiver darüber nachdachte, sie kam auf keinen Punkt oder bekam es nicht in die Reihe, aber es hatte da etwas gegeben, das sie als störend…

Ihre Gedanken brachen ab.

Sie hatte Stimmen gehört. Ziemlich weit entfernt, aber doch deutlich zu verstehen. Wieder ein Phänomen, aber Mandys Sinne waren intensiviert worden.

Auch Katzen hörten gut.

Sie blieb neben einem alten Waggon stehen und wartete ab. Die Stimmen schwangen vom alten Bunker zu ihr herüber, und die des Anführers Malice hörte sie deutlich heraus.

Er wurde von einem anderen Mann gewarnt. Der erklärte ihm, was mit Conan passiert war, und sicherlich würde Malice jetzt vor Angst das große Zittern kriegen. Aber er würde auch noch mehr auf der Hut sein.

Mandy erfuhr alles. Sie war zufrieden, denn das eigentlich Wesentliche hatte der Sprecher nicht in Erfahrung bringen können. So wußte er nicht, wer angegriffen und auch getötet oder verletzt hatte.

Die junge Frau hörte das Geräusch eines startenden Motors. Dann fuhr ein Wagen weg, und sie konnte auch den Schleier des Scheinwerferlichts sehen.

Mandy lächelte. Sie dachte an Malice. In seiner Haut wollte sie nicht stecken. Der würde vor Furcht vergehen. Zu recht, denn mit ihm hatte sie noch einiges vor.

Sie ließ etwas Zeit verstreichen, bevor sie noch einmal Richtung Bunker schaute. Dort würde sie auch ein Versteck finden können, das aber hatte sie nicht vor.

Die alten Bunker hatten niemals nur einen Eingang gehabt. Es hatte immer zwei gegeben, und Mandy kannte beide.

Jetzt kam es einzig und allein darauf an, wie weit Malice im voraus gedacht und ob er den Notausgang in sein Kalkül mit einbezogen hatte. Wenn ja, mußte dort eine Wache stehen, wenn nicht, hatte er Pech und Mandy Glück gehabt.

In diesem Teil der Docks war sie so etwas wie eine Königin. Sie kannte fast jeden Stein, sie wußte, wie sie am schnellsten zum Hintereingang gelangen konnte. Es würde alles kein Problem sein, und auch der Schatten begleitete sie.

Vom Bunker selbst war nur der Bereich des Eingang zu sehen. Der größte Teil war in diesem alten Hügel verschwunden, ein massiver, aber feuchtkalter Komplex.

Auch in der Nähe des Hintereingangs bewegte sich Mandy Friedman vorsichtig. Sie rechnete mit allem, denn eine Falle konnte überall aufgebaut sein.

Ihr Instinkt verriet ihr, daß sie nichts zu befürchten hatte. Zum Eingang hin mußte sie zwei in die Erde eingelassene Stufen hinab. Sie waren sehr glatt und kaum noch als Treppe zu erkennen.

Vor der Tür blieb sie stehen. Sehr schmal war sie, und sie bestand aus Metall.

Natürlich war sie geschlossen, und in der Nähe hatte Mandy auch keinen Wachtposten gesehen.

Das gab ihr Hoffnung. Die Dunkelheit störte sie überhaupt nicht. Außerdem konnte sie in der Dunkelheit besser sehen als andere.

Trotzdem hatte sie etwas übersehen. Ihr fiel es ein, als sie in ihrer Nähe ein Geräusch hörte.

Noch an der Tür stehend fuhr Mandy herum.

»Ich wußte, daß du kommen würdest«, sagte Fitty Jones…

***

Mandy schwieg. Daß man selbst sie noch hatte überraschen können, das wollte ihr nicht in den Kopf. Dabei war sie sich so sicher gewesen, aber eben nicht sicher genug.

Sie konnte nicht so tun, als wäre nichts gewesen. Sie würde auch den Bunker noch nicht betreten.

Auf der Stelle stehend drehte sie sich langsam um.

Er war da, und er hielt sich in einer respektablen Entfernung zu Mandy auf. Fitty Jones wollte keinen plötzlichen Überfall erleben, der mit dem Tod endete.

Das wußte Mandy, sie brauchte sich den anderen nur anzuschauen. Sie wußte alles über ihn. Seine Haltung sagte ihr ebenso viel wie ein aufgeklapptes Buch, aber sie fragte sich auch, woher er den Mut nur genommen hatte, in ihrer Nähe zu erscheinen. Schließlich wußte er, was mit den anderen Menschen geschehen war.

Oder war er nicht allein?

Das hätte es durchaus sein können. Er war nicht allein. Er hatte einen seiner Freunde mitgebracht oder auch beide, die sich in der Nähe verborgen hielten.

Aber Mandy sah und spürte sie nicht. Nur ihre grünen Augen bewegte sie in dem ansonsten starren Gesicht. Sosehr sie auch schaute und sich konzentrierte, dieser Jones blieb allein. Und von dem Blonden spürte sie ebenfalls nichts.

Das war schon beruhigender. Außerdem war sie nicht allein. Der Schatten würde sich immer in ihrer Nähe aufhalten, auch wenn er sich nicht zeigte. Es war Bastets Geist, ihr Schutz und Leibwächter, den sie aus dem alten Grabmal mitgebracht hatte.

»Weißt du alles, Fitty?« fragte sie.

Er nickte.

»Das glaube ich nicht.«

»Doch, du hast es getan, Mandy. Du hast die beiden Männer ermordet und Conan schwer verletzt. Du bist die Mörderin, nach der wir suchen, und ich habe dich gefunden. Du bist gierig, du bist erbarmungslos, wenn es um deinen Vorteil geht. Du bist die Chefin der Hafen-Katzen, und du hast dies wörtlich genommen.«

»Warum wörtlich?«

»Man hat dich zur Bestie gemacht, Mandy.«

Sie lachte und wunderte sich dabei über das Geräusch. Dieses Lachen wurde tatsächlich von einem leisen Fauchen untermalt, als hätte sich

noch eine Katze eingemischt. Das Geräusch irritierte auch Fitty Jenes, und er zwinkerte einige Male mit den Augen. »Ja, Fitty, es stimmt. Du hast dich nicht geirrt. Ich habe sie getötet.«

Jones atmete tief durch. Dieses Geständnis hatte er hören wollen. »Getötet also.«

»So ist es.«

»Wie hast du getötet? Welche Waffe hast du dir genommen? Womit hast du die Opfer so brutal zerstückelt?«

»Irrtum, Fitty!«

»Wieso?«

»Ich habe keine Waffe gebraucht«, flüsterte Mandy. »Nein, ich brauchte keine.«

»Das glaube ich nicht, verdammt!«

»Ich nahm meine Hände. Mit den eigenen Händen habe ich sie umgebracht. Ich habe sie bestraft.«

Fitty mußte schlucken, weil seine Kehle plötzlich zusaß. Er hoffte nur, daß Mandy ihm die Furcht nicht ansah. Zudem schaute er auf ihre Hände, um sich zu überzeugen, da aber war nichts zu sehen.

Keine Waffen, keine langen Krallen, sie sahen normal aus.

Mandy hatte den Blick bemerkt. Sie freute sich. Sie würde das Spiel genießen, bevor sie Fitty zerriß.

»Soll ich zu dir kommen, oder kommst du zu mir?«

»Warum?«

»Weil du alles ganz genau sehen sollst, mein Lieber. Du willst doch was erfahren, denke ich.«

»Ich weiß, daß du eine Mörderin bist.«

»Reicht dir das?«

Ein zögerndes »Ja« war die Antwort, begleitet von einem ebenfalls zögernden Nicken.

»Das glaube ich dir nicht, Fitty. Wir reden hier zusammen, du hast einiges erfahren, aber du stehst noch immer vor einem Rätsel. Du weißt nicht, wie die Dinge zustande kamen, in deinem Kopf dreht sich noch alles, du kennst die Geheimnisse der Bastet nicht…«

»Die Katzengöttin!«

»Oh, gratuliere, das ist wirklich gut gewesen, mein Lieber. Du hast dich informiert.«

»Es war nicht schwer gewesen.«

»Ach.«

»Ja, ich war in deiner Wohnung. Auf dem Pier hatte ich dich im Licht der Scheinwerfer erkannt. Ich habe alles sehr, sehr deutlich gesehen, ich wußte Bescheid, und ich werde dir eines sagen: Du kommst hier nicht mehr weg. Es ist genug gemordet worden, es muß aufhören. Ich werde dafür sorgen.«

Mandy Friedman hatte zugehört und hatte ein Lächeln dabei nicht

unterdrücken können. Dieser Jones ahnte einiges, er wußte etwas, aber die ganze Wahrheit war ihm längst nicht bekannt. Dann hätte er nicht so sicher auftreten können.

Auch Mandy spürte die Veränderung an sich. Zuerst war es nur eine innere Botschaft, die sie erreichte, abgegeben von einem lautlosen Schatten in der Nähe.

Bastets Geist war da. Auf seiner Reise, auf seiner Seelenwanderung hatte er das Ziel wieder gefunden, und er würde auf ihrer Seite stehen und sie beschützen.

»Wie willst du es machen, Fitty? Hast du dir nicht zuviel vorgenommen?«

»Nein, nicht mehr.«

»Ich werde zu dir kommen.«

»Weshalb?«

»Dann brauchst du mich nicht zu holen. Das ist schon ein erster Schritt. Ja, ich komme dir entgegen.«

»Nein, ich…«

»Doch, Fitty.« Sie ging aus dem Stand nach vorn, und Fitty erschrak, als er sah, mit welcher Leichtigkeit sie sich bewegte. Das ließ auf ein Raubtier schließen, auf eine Katze oder einen Panther, aber immer weniger auf einen Menschen.

Jones wartete. Auch wenn er hätte zur Seite gehen wollen, es wäre ihm nicht möglich gewesen.

Diese Person strahlte etwas aus, mit dem er nicht zurechtkam.

Der zweite Schritt, der dritte, etwas kleiner, brachte sie direkt in seine Nähe.

Vor Fitty blieb sie stehen.

Und Fitty schwieg. Diesmal saß seine Kehle völlig zu. Diesmal wußte er nicht, was er tun sollte, denn auch Mandy zeigte sich wenig aggressiv. Sie lächelte nur.

»Sieh mich an, Fitty.«

»Das tue ich.«

»Genauer.«

»Okay.«

»Noch genauer!« forderte sie. »Konzentrier dich darauf. Sieh dir jede Einzelheit an. Vergleiche es mit dem, was du kennst.«

Er hob die Schultern. »Ich sehe dich. Es ist zu dunkel. Ich weiß nicht, was du willst, Mandy. Aber für mich siehst du aus wie immer, verdammt noch mal.«

»Lügst du auch nicht?«

»Nein, verflucht, ich lüge nicht. Was soll sich denn bei dir verändert haben?«

Ihre Lippen zuckten. Der Schmollmund nahm an Breite zu. »Einiges.«

Er wollte zurückgehen, aber Mandy war schneller. Mit einer ebenfalls

katzenhaft geschmeidigen Bewegung glitt ihr rechter Arm nach vorn, dann packten die Finger zu.

Der klammerartige Griff erwischte das Handgelenk des Fitty Jones. Der wollte sich mit einer raschen Bewegung entziehen, das aber schaffte er nicht.

Sie zerrte den Mann zu sich heran und zerrte gleichzeitig den Arm so in die Höhe, daß sich die Hand dicht vor ihrem Gesicht befand und sie alles sehr genau erkennen konnte. »Diese Hand«, flüsterte Mandy, wobei ihre Stimme noch surrte, »wird dir den endgültigen Beweis geben, Fitty. Diese, deine Hand.«

Was sie damit meinte, erfuhr er wenig später, als seine Hand ihre rechte Wange berührte.

»Was spürst du?«

Fitty Jones war zunächst dermaßen überrascht, daß er nicht sprechen konnte.

»Was fühlst du? Bist du stumm?«

»Nein, nein…«

»Dann sag es!«

Er konzentrierte sich, holte durch die Nase Luft, und seine folgenden Worte waren kaum zu verstehen. »Samt«, keuchte er. »Das… das ist Samt auf der Haut.«

Mandy Friedman lachte. Sie ließ seine Hand nicht los, drückte sie nur etwas zurück. »Was bist du nur für ein Idiot, Fitty Jones! Das ist kein Samt, mein Lieber! Weißt du, was es ist?«

»Ich will es nicht wissen!«

Sie stieß ihn zurück, hielt ihn aber trotzdem fest und zerrte ihn wieder in ihre Nähe. »Das ist Fell, mein Lieber. Verstehst du? Es ist Fell - Katzenfell…«

»Hier kommt du nicht rein, Mann!«

Ich hatte keine Lust für irgendwelche Scherze, denn der Spaß war mir vergangen. Dieser Typ vor dem Home kam sich sehr stark vor, wahrscheinlich gehörte er zu Malices besten Leuten.

»Gehen Sie zur Seite!«

»Hau ab!«

»Sie wissen, wer ich bin?«

»Ja, aber mit Bullen haben wir nichts am Hut.«

Ich hatte mit ihm auch nichts mehr am Hut. Deshalb packte ich ihn und wuchtete ihn herum. Bevor er sich noch wehren konnte, hatte ich ihn bäuchlings gegen die Eingangstür geworfen, was das Metall mit einem Donnern begleitete.

Der Kerl schrie auf. Er rutschte an der Tür entlang nach unten. Er drehte sich auch wieder. Ich sah dunkles Blut aus seiner Nase fließen, und er schaute in die Mündung der Beretta.

»Verstehst du die Sprache besser?«

Hinter ihm riß jemand die Tür auf. Sein Pech, denn er hatte mit dem Rücken daran gelehnt. Plötzlich war der Druck verschwunden, der ihn gehalten hatte. Er kippte nach hinten und vor die Füße eines langmähnigen Burschen, der die Tür aufgerissen hatte.

Bevor sich beiden von ihrer Überraschung erholt hatten, war ich wieder im Bunker. »Malice!« Meine Stimme schnitt durch die Stille. »Von nun an spielt bei mir die Musik.«

Die Bande hätte sich auf mich stürzen und mich niederschlagen können, aber niemand tat etwas, selbst Malice nicht, der wieder auf seinem Platz hockte und ins Leere gestarrt hatte.

Der Klang meiner Stimme ließ ihn hochschauen. »Scheiße, schon wieder ein Bulle.«

»Was heißt schon wieder?«

»Vorhin waren zwei hier.«

»Ach - wer denn?« Ich ging auf seinen Platz zu, weil ich keine Lust hatte, laut zu sprechen.

»Zwei Uniformierte, die mir davon berichteten, daß was mit Conan war. Ist er tot?«

»Ich weiß es nicht.«

»Dann hat es ihn erwischt?«

»Sicher.«

Malice atmete durch den offenen Mund und fing leise an zu fluchen. Dann schüttelte er den Kopf.

»Conan war gut…«

»Aber nicht gut genug für den Mörder.«

»Ja, Bulle, ja.« Er hob die Schultern. »Ist er denn besser als du, frage ich dich?«

»Wir werden sehen.«

Malice hatte mich verstanden. »Du glaubst, daß er hierher zu uns in das Home kommt?«

»Es liegt auf der Hand.«

»Und du glaubst auch, daß du ihn allein stoppen kannst, falls du uns nicht als Helfer ansiehst?«

»Ich bin nicht allein.«

»Dann bin ich blind.«

»Keine Sorge, Malice, das bist du nicht, aber wir haben an alles gedacht. Dieser Bunker hat eine zweiten Ausgang, einen an der Seite oder weit hinten, denke ich.«

»Stimmt.«

»Und genau daran haben wir auch gedacht. Wenn der Killer kommt, wird er von zwei Seiten erwartet. Aber ich werde mir den Ausgang auch noch mal anschauen, und zwar von innen.«

Malice und seine Freunde hatten mir zugehört und mich auch angestarrt. Der Typ mit der blutenden Nase beschwerte sich ebenfalls

nicht. Er hatte eingesehen, daß es besser für ihn war, wenn er sich zurückzog, aber ich stellte fest, daß es im Kopf des Anführers arbeitete. Er machte sich schon seine Gedanken. Scharf schaute er in mein Gesicht. Dann stand er auf. »Okay, Sinclair, den Namen habe ich behalten. Nicht damit du denkst, daß ich die Hosen voll habe, ich werde dich begleiten, wenn du zum Hintereingang gehst. Zwei Augen sehen weniger als vier, du verstehst schon.«

»Es ist ein Risiko«, warnte ich.

»Warum?«

»Der Mörder ist gefährlich.«

Er winkte ab. »Hör auf, das packen wir, Sinclair. Ich herrsche hier, verstehst du? Was ich will, das wird auch getan. Ich bin in dieser Gegend das Gesetz, da kannst du fragen, wen du willst.«

»Du wirst allein gegen sie nicht ankommen.« Ich wollte schon an Malice vorbei, er aber hielt mich fest.

»Was hast du gesagt? Sie…«

»Du hast dich nicht verhört. Es war kein Versprecher. Ich habe tatsächlich sie gesagt.«

»Dann ist der Killer eine Frau?«

»Sogar eine, die ihr kennt!« Ich hatte bewußt laut gesprochen, damit meine Worte auch von allen gehört wurden.

Malice schüttelte den Kopf. Sein Blick hatte etwas Lauerndes. »Das ist doch nicht wahr?«

Ich hatte seinen Mund beobachtet und sah kleine Speichelbläschen auf den Lippen zerplatzen. »Es ist wahr, Malice, der Killer ist eine Frau. Sie hat sogar einen Namen. Mandy Friedman.«

Jäh ließ er meinen Arm los. Meine Hand sackte nach unten. Ich streckte sie, während Malice zur Seite wich, über sein Gesicht und die Haare strich, wobei er es schaffte, den Kopf zu schütteln. »Das kann ich nicht glauben!«

»Der Bulle verarscht uns doch!« Eine hohe Stimme schrillte in Malices Flüstern. »Der will uns nur fertigmachen, denke ich. Das stimmt niemals. Eine Frau, dann noch Mandy. Die… die zerquetschen wir zwischen den Fingern, die kleine Nutte.«

»Schnauze, Rory!« Malice hatte sich gefangen. »Sinclair, und das stimmt, was du da gesagt hast?«

Ich blieb ruhig. »Warum sollte ich lügen?«

»Das will ich dir sagen. Wir alle kennen Mandy Friedman. Die hat niemals die Kraft, so etwas zu tun. Die kann doch keine Leute zerstückeln, verflucht?«

»Kennt ihr sie wirklich?«

»Ja.«

Ich gestattete mir ein Lächeln. »Sie hat sich verändert. Sie -ist nicht mehr die Mandy Friedman, als die ihr sie in Erinnerung habt. Sie hat

sich verändert und Hilfe bekommen. Hilfe von einer Seite, mit der kaum ein Mensch zurechtkommt. Habt ihr schon etwas von Magie gehört? Von altägyptischen Flüchen?«

Jemand lachte und sprach von einer Mumie, die durch die Gegend geistern würde.

»Eine Mumie ist es nicht. Dafür eine Katze. Mandy Friedman steht unter dem Schutz der Katzengöttin Bastet. Wahrscheinlich hat ihr Geist auf einer langen Seelenwanderung ihren Körper gefunden und ihr ganz andere Kräfte mit auf den Weg gegeben. Das solltet ihr nicht übersehen. Es gibt Dinge zwischen Himmel und Erde, die verdammt schwer zu begreifen sind, die aber existieren.«

Meine Worte hatten die Mitglieder der Bande verunsichert. Sie wußten nicht, was sie noch unternehmen sollten. Ihnen fielen auch keine Antworten ein. Meine Bemerkungen hatten sie einfach zu sehr aus der Bahn geworfen. Daß ein Mensch über die Kraft einer Katzengöttin verfügte, damit kamen sie nicht zurecht.

»Ihr wißt Bescheid«, sagte ich dann. »Sollte jetzt noch einer von euch umgebracht werden, dann trägt er selbst daran die Schuld. Ich habe euch gewarnt.« Für mich war das Thema zunächst erledigt, und ich wandte mich an den Anführer. »Von dir will ich wissen, wie ich zum Hintereingang gelange.«

***

Er drehte sich und deutete nach vorn. Damit auch tief in das Dunkel des Bunkers hinein.

Das war mir zuwenig. »Wie weit muß ich laufen? An welcher Seite liegt der Ausgang?«

»An der rechten.«

»Alles klar.«

»Ich komme trotzdem mit, Sinclair.«

Sollte ich zustimmen? Ich überlegte und hob schließlich die Schultern. »Okay, das kannst du. Aber es ist dein Risiko. Außerdem habe ich dich gewarnt.«

»Ich weiß.«

»Dann los…«

Die anderen Mitglieder der Gang blieben zurück. Keiner rief uns etwas nach. Meine Erklärungen hatten ihnen wohl die Sprache verschlagen…

Fitty Jones wollte es nicht glauben. Fell im Gesicht? Es war Fell auf ihrer Haut gewachsen, auf der Haut eines normalen Menschen, auf der einer jungen Frau, die ein Mensch war, aber kein Tier.

Fell, einfach nur Fell!

Er stöhnte und sah, wie Mandy lächelte. Sie hielt auch weiterhin seine Hand fest, und er sah in ihrem Gesicht auch die Veränderungen,

die aus zuckenden Muskelbewegungen bestanden, wobei sich der Mund veränderte und die Winkel sich immer breiter und spitzer nach den verschiedenen Seiten hin wegzerrten.

Auch die Augen sahen so anders aus. Sie hatten etwas Katzenhaftes bekommen.

Hatten sich nicht auch die Haare verändert? Waren sie nicht gleichzeitig dünner und trotzdem dichter geworden?

Er konnte es nicht genau sagen, aber er hatte den Eindruck, daß vor ihm kein normaler Mensch mehr stand.

Plötzlich spürte Fitty den Druck der Fingernägel an der Innenseite des Handgelenks. Die Spitze hatte sich dort hineingebohrt. Wahrscheinlich quoll jetzt schon Blut aus winzigen Wunden. So genau hatte er das nicht mitbekommen, aber er wußte auch, daß er nicht so enden wollte wie die anderen beiden Toten oder wie Conan.

»Es war dein Pech, Fitty! Du hättest dich nicht einmischen sollen. So aber bist du der nächste. Normalerweise hätte ich mir andere ausgesucht. Ich hätte bei den Kanal-Ratten weitergemacht, da habe ich ja auch angefangen, aber wer mir in die Quere kommt, der…«

Fitty riß sein rechtes Bein hoch und rammte der Frau das Knie zwischen die Beine. Es hatte ihn wirklich Überwindung gekostet, aber in diesem Fall war ihm nichts anderes übriggeblieben, und damit hatte selbst eine Person wie Mandy nicht gerechnet.

Sie ließ ihn sogar los. Fitty sprang zurück. Dabei sah er, wie ihn Mandy Friedman beinahe verwundert anschaute, sich sogar bückte, aber keinen Laut des Schmerzes ausstieß.

Sie starrte ihn nur an.

»Komm!« keuchte er. »Du wirst kommen und…«

Den Mut bereute er schon eine Sekunde später, denn Mandy Friedman sprang ihn an, und sie war so schnell, daß er es nicht schaffte, auszuweichen.

Der Körper prallte geschmeidig gegen ihn wie eine Gestalt aus Hartgummi. Fitty konnte sich nicht mehr auf den Beinen halten. Er fiel zu Boden, Mandy sprang auf ihn, und er hörte sie nicht mehr schreien, sondern nur noch fauchen.

Das war die Katze.

Und sie schlug ihm ins Gesicht, zog noch die Fingernägel über seine Wangen und hinterließ die ersten Wunden.

Sie würde weitermachen, sie fauchte, sie knurrte, sie lag auf Fitty und drückte ihn mit ihrem Gewicht zu Boden. Sie bewegte sich wie eine Katze auf ihm, was bei diesem Frauenkörper schon unanständig wirkte, aber sie war das Tier.

Bis zu dem Moment, als die Hand erschien. Sie gehörte einer Gestalt, die sich bisher im Dunkeln aufgehalten hatte. Plötzlich aber war sie da, und die Hand erwischte den Kragen der Katzenfrau.

Suko zerrte Mandy hoch!
Wieder schrie sie. Es hörte sich schon beinahe an wie ein Miauen.
Schwungvoll wuchtete der Inspektor seinen Körper herum, Mandy noch immer im Griff.
Er schleuderte sie weg.
Zwar wuchsen keine Bäume in der Nähe, aber Niederholz reichte auch aus, um sie hart hineinkrachen zu lassen. Mandy rutschte natürlich zu Boden, hatte aber die Arme und auch die Beine ausgestreckt und reagierte so, als wären sie Pfoten.
Beim Aufprall federte sie ab, schüttelte den Kopf, fauchte, blieb auf allen vieren und machte weiterhin einen angriffslustigen Eindruck. Suko holte die Beretta hervor. Er legte auf die Person an. »Sieh auf, Mandy Friedman. Soviel Mensch wirst du ja noch sein, daß du weißt, was ich in der Hand halte.«
Sie tat nichts. Nur die langen Finger bewegte sie und kratzte mit den Nägeln den Boden auf.
Fitty war dabei, sich zu erheben. Er tastete sein Gesicht ab, wo aus kleinen Wunden das Blut rann.
Er fluchte leise. Suko gab ihm den Rat, sich zurückzuziehen. Der Inspektor wußte sehr gut, daß der Fall noch nicht beendet war, denn so einfach würde Mandy es ihm nicht machen. Sie blieb noch immer mit Händen und Füßen am Boden. Die Augen hatte sie verdreht, und sie starrte Suko kalt an.
Da funkelten die Pupillen wie kalte Diamanten, Gefühle waren darin nicht zu sehen.
»Hoch!«
»Und dann?«
»Wir werden dich mitnehmen.«
Sie lachte nicht, sondern kreischte und fauchte zugleich. Das war eben ihr Lachen, das war auch der Triumph, denn sie kümmerte sich nicht um die Waffe. Plötzlich war sie da.
Sie oder…?
Suko wußte nicht mehr, was er denken sollte. Das Untier, der Schatten, wer oder was auch immer, kam ihm vor, als wäre es aus den dunklen Wolken auf ihn niedergefallen.
Jetzt erst wurde Suko klar, wer der eigentliche Killer in diesem Fall war…

***

Ich hatte einige Male den Kopf geschüttelt, was meinem Nebenmann sauer aufgestoßen war. »He, was ist mit dir los, Sinclair?«
»Sich in diesem Gestank zu bewegen…«
»Das ist nur hier. Außerdem stinkt es nicht immer so. Wenn der Wind weht, zieht er den Geruch heraus, weil es hier einige Kamine gibt, die

nach oben führen.«
»So ist das.«
Dieser Bunker war wirklich nicht mein Fall. Ein schmutziger und stinkender Stollen, tief hineingetrieben in den Hügel, noch aus dem Zweiten Weltkrieg stammend, was ich auch deutlich sah, denn einige Parolen des Widerstands waren noch an den Innenwänden zu entziffern.
Früher einmal hatte der Bunker den Hafenarbeitern als Schutzzone gedient, wenn deutsche Bomben London bedrohten. Ich entdeckte im Licht meiner kleinen Leuchte auch einige Bänke, die mit den Wänden fest vernietet waren.
Auch Malice hatte eine Taschenlampe mitgenommen. Manchmal tanzte das Licht über die Wände hinweg, dann huschte es über den Boden oder riß die alten Gegenstände aus der Finsternis, die mir aufgefallen waren.
Im Laufe der Jahre hatte es die Feuchtigkeit zudem geschafft, durch die Decke zu sickern. Irgendwo tropfte es immer, und auf dem unebenen Boden hatten sich schon Pfützen gebildet.
Ich wollte endlich wissen, wo sich dieser Notausgang befand.
»Wir sind gleich da!« sagte Malice. »Glaubst du, daß die Killerin dort hockt?«
»Keine Ahnung, aber sie wird kommen.«
»Das weißt du genau?«
»Ja, denn sie will euch. Nur euch, verstehst du? Sie will hier die Macht übernehmen, und ich rechne stark damit, daß sie dich auf ihre Liste gesetzt hat. Nimmt sie den Ratten erst einmal den Anführer, dann verlassen sie auch das sinkende Schiff.«
»Tolle Logik.«
»Die sicherlich stimmt.«
Malice hielt den Mund. Meine letzten Worte hatten ihn nachdenklich werden lassen. Wenn er ehrlich gegen sich selbst war, dann mußte er davon ausgehen, daß es ihn erwischte. Daß er auf der Liste stand und nichts dagegen tun konnte. Es gab für ihn kein Versteck, in dem er vor seiner Verfolgerin sicher war. Alles hing noch in der Schwebe. Hier belauerten sich die Parteien gegenseitig.
Malice ging schneller als ich. Er drehte sich auch zur Seite, und ich sah die Nische in der Wand und auch die schmale Tür. »Hier, das ist der Ausgang.«
»Danke.« Ich schob Malice zur Seite. »Ist die Tür verschlossen?«
»Nein, nie. Wir schneiden uns doch nicht ins eigene Fleisch. Sie ist natürlich offen.«
»Gut, bleib zurück.«
»Wieso? Ich…«
Ich schaute ihn kalt an. Er nickte und verschwand tatsächlich im

Dunkel. Nur das Rund der Leuchte sah aus wie ein bleiches Auge in der finsteren Nacht.

Seit dem Bau des Bunkers war die Tür in dieser Nische nicht mehr erneuert worden. Ich schaute sie mir an, untersuchte auch die Eisenklinke, die auf dem Weg nach unten jämmerlich quietschte.

Beim ersten Versuch klemmte die Tür.

Ich nahm einen zweiten Anlauf. Sie bewegte sich, schabte über den Boden, und plötzlich schien mir die alte Eisentür entgegenzufliegen.

Ich starrte nach draußen.

Es war dunkel.

Aber ich hörte die Schreie!

***

Hat ein Schatten ein Gesicht? Kann ein Schatten töten? Kann er sich wehren, kann er angreifen, kann er sich mit Klauen und Zähnen verteidigen? Kann er all das, was Menschen auch können?

Diese Fragen schossen Suko durch den Kopf, als er versuchte, sich von dem zu befreien, was über ihn gekommen war. Ein Schatten, der trotzdem Gestalt angenommen hatte, der riesig war und einem Raubtier ähnelte. Ein Schatten, den Suko auch spüren konnte. Seine Hände griffen in das kompakte Fell hinein, sie fühlten auch Haut und anderen Widerstand, und Suko hatte zudem den Eindruck, daß sich der Schatten und die Frau miteinander vermengt hatten.

Sie waren eine Verbindung eingegangen. Niemand wußte, wer was und wer wo war. Alles war ein einziges Durcheinander, ein Kreisel der Gewalt und der Angst.

Suko kämpfte.

Aber er fightete wiederum gegen einen Schatten und gegen eine Gestalt, wobei sie nie gleichblieben. Einmal überwog der Schatten, zum anderen überwog die Gestalt, und Suko sah sich eingekreist von zahlreichen Schlägen und Hieben.

Zum Glück gehörte er zu den Menschen, die sich so leicht nicht aus der Fassung bringen ließen. Er war sehr schnell, er rollte sich herum, er entging einigen Hieben, und mit einer beinahe schon explosionsartigen Bewegung schnellte er wieder auf die Füße.

Vor ihm stand der Schatten!

Suko war gebannt. Zum erstenmal sah er beide nicht nur zusammen, er sah auch, daß sie eine Verbindung eingegangen waren und versuchten, die Symbiose weiter auszubauen.

Der riesenhafte Katzenschatten umtanzte die Gestalt des teuflischen Teenagers. Die Seele der Bastet eingepackt in einen übergroßen Katzenkörper, in dessen Kopf das Maul weit aufgerissen war.

Und in ihm, eingeklemmt zwischen Unter- und Oberkiefer, sah Suko die Gestalt der jungen Frau.

Mandy Friedman war zu einem Teil der Katze geworden, sie stand in diesem Maul, aber keine Zunge umwickelte sie, um den Körper in die Kehle zu zerren.

Bastets Geist gab ihr Schutz. Gab er das wirklich?

Suko wollte es wissen und die Probe aufs Exempel machen. Er zog die Beretta, was ihm auch gestattet wurde, denn beide Wesen schauten dabei zu.

Dann schoß er.

Die Kugel hatte er über den Scheitel der jungen Frau hinweg in den Katzenkopf geschossen. Er hatte ihn etwas oberhalb der Augen getroffen und wartete darauf, daß etwas geschah.

Aber der Schädel flog nicht auseinander, es verschwanden auch nicht die grünen Augen, dafür trennte sich der Schatten von Mandy Friedman und griff Suko erneut an.

Wer dabei geschrien hatte, ob Mandy oder Fitty Jones, das wußte er nicht zu sagen, aber die Katze war zu einem gewaltigen Tiger geworden, der ihn vernichten wollte.

Suko riß die Arme hoch.

Dann prallte die Bestie auf ihn…

***

Es waren die Schreie, die mich begrüßt hatten, und erst dann sah ich, was sich in der Nähe des Eingangs abspielte. Etwas Großes, Dunkles, Gestrecktes segelte durch die Luft und begrub meinen Freund Suko unter sich, der es soeben noch geschafft hatte, die Arme in die Höhe zu reißen, um sich vor Pranken zu schützen.

Am Rande nahm ich Fitty Jones wahr, ich sah auch Mandy Friedman, für mich aber war der Schatten wichtig.

Ich sprang ihn an - und hindurch.

Er war nicht mehr da, er hatte sich aufgelöst. Er hatte es tatsächlich geschafft, innerhalb einer winzigen Zeitspanne die Zustandsformen zu verändern.

Ich prallte noch gegen Suko, über dessen Gesicht Blut rann, rutschte zur Seite und kam wieder hoch.

»Keine Kugel!« brüllte mein Freund. »Es nutzt nichts.«

»Okay!«

Ich wollte mein Kreuz hervorholen, denn in sein Silber war auch das Ankh eingraviert. Ein schlüsselartiges Henkelkreuz als Symbol des ewigen Lebens und der fortzeugenden Kraft. Ankh ist ägyptisch. Das Wort bedeutet Leben und nicht Tod. Deshalb war es auch ein Feind der bösen, finsteren Mächte.

Ob Mandy Friedman dies geahnt oder gewußt hatte, war mir nicht bekannt. Jedenfalls griff sie an.

Sie sprang auf mich zu. Sie schrie dabei, sie hatte ihren Mund weit

aufgerissen, und ich wußte bei ihr nicht, ob sie Katze oder Mensch war.

Vielleicht beides, und ich wich ihr auch nichts aus. Ich wollte es darauf ankommen lassen.

Beide wuchteten wir aufeinander. Ich war noch immer nicht dazu gekommen, mein Kreuz hervorzuholen, hatte auch innerhalb des Bunkers daran nicht gedacht und kriegte jetzt keine Gelegenheit mehr. Ich hatte den rechten Arm in die Höhe gestreckt, die Hand nach vorn gedrückt und zog sie von der Stirn her nach unten über das Gesicht der jungen Frau.

War das noch ein normales Gesicht?

Nein, meine Hand glitt über etwas anderes als über die normale Haut. Es fühlte sich an wie dichter Stoff, aber es war kein Stoff, sondern Fell.

Katzenfell!

Natürlich. Diese Person war dabei, sich in eine Katze zu verwandeln. Bastets Geist war so stark, daß er diese Umwandlung vornehmen konnte. Er hatte auf seiner Seelenwanderung tatsächlich das richtige Opfer für sich gefunden.

Meine Finger hakten plötzlich fest. Es war so etwas wie eine Unterlippe oder schon ein Katzenmaul.

So genau bekam ich das nicht mehr in die Reihe, aber ich zerrte daran.

Etwas riß.

Ich hörte einen schrillen Schrei, dann riß sich Mandy Friedman von mir los. Sie drehte sich zur Seite, die Hände hielt sie gegen ihr Gesicht gepreßt, und ich sah auch, daß sich der Schatten von ihr gelöst hatte.

Suko griff ein. Er nahm seine Peitsche, er schlug damit zu. Ich konzentrierte mich auf seine Waffe, die durch den Schatten raste, ohne ihm aber etwas anhaben zu können.

Dann endlich hatte ich das Kreuz frei!

Und ich sprach die Formel!

»Terra pestem teneto - Salus hic maneto!«

Es geschah - nichts!

***

Beide - Suko und ich - waren wie erstarrt und konnten es nicht fassen. Suko flüsterte etwas, während ich auf mein Kreuz schaute, ungläubig natürlich, denn das hatte ich selten oder sogar noch nie in dieser Form erlebt.

Trotzdem hatte es sich erwärmt. Und diese Wärme breitete sich aus. Sie floß durch das Metall, und sie griff über auf mein Handgelenk wie eine Hitzewelle.

Mandy Friedman starrte mich an. Der Pelz lag wie ein dunkler

Schatten auf ihrem Gesicht.
Plötzlich fing sie an zu schreien.
Das war der Augenblick, wo das Ankh Feuer fing. Das Henkelkreuz war innerhalb eines Augenblicks zu einem blutroten Fanal geworden, das sich selbst nicht löste, aber seine Kraft gegen Mandy Friedman schleuderte.
Teile ihres Gesichts brannten.
Es waren genau die Stellen, auf denen der Pelz gewachsen war. Da glomm das Feuer, bestehend aus einer beißenden Glut und umtanzt von kleinen Flämmchen.
Der Schatten krümmte sich. Er rollte sich ineinander, wurde kleiner und kleiner, dann war er weg.
Bastets Geist hatte seine Dienerin verlassen. An den Folgen aber hatte sie zu leiden.
Das Gesicht bestand zur Hälfte aus Glut. Wir rochen die verbrannte Haut, und als Mandy die Hände senkte, sah sie einfach schrecklich aus.
Ohnmächtig kippte sie mir entgegen, und ich fing sie auf…

***

Wir gingen mit ihr zurück, aber nicht durch den Bunker. Ich trug sie auf den Armen, und wir schwiegen auf unserem Weg. Fitty Jones und Malice hatten sich uns angeschlossen. Beide hielten Distanz, denn sie wollten uns nicht stören.
Suko ließ mich dann allein. Er hetzte mit langen Schritten auf den Rover zu, um von dort zum zweitenmal in dieser Nacht eine Ambulanz zu alarmieren.
Diesmal war es endgültig. Da hatte es die Initiatorin erwischt. Viele Fragen waren offengeblieben.
Ich hoffte, daß die junge Frau nicht starb und ich irgendwann von ihr Antworten auf die Fragen bekam, wie sie es geschafft hatte, so sehr mit der Katzengöttin Bastet zu harmonieren. Es mußte einen Vorfall in Ägypten gegeben haben.
Ich hatte sie auf eine Wolldecke neben dem Rover gelegt. Fitty Jones hielt die Bande der Kanal-Ratten zurück, die alle ziemlich betreten aus der Wäsche schauten. Sie hatten etwas erlebt, was sie sich nicht erklären konnten. Ob sie daraus Lehren für die Zukunft ziehen würden, war zu bezweifeln.
Plötzlich schlug Mandy die Augen auf. Sie waren unversehrt, ebenso die Nase. Selbst der Mund war verschont geblieben. Nur die Gesichtshaut war an den Wangen verkohlt. Sie mußte wahnsinnige Schmerzen haben, aber sie wimmerte nicht einmal.
Unsere Blicke trafen sich.
»Du?«

Ich nickte.

»Wie hast du sie besiegt?«

»Das Leben hat den Geist besiegt, Mandy, nur das Leben. Nicht ich, verstehst du?«

»Nein, nicht.«

»Das Ankh ist das Leben. Es hat sich gezeigt. Es wollte sich über die Schatten stellen und sie dorthin zurückdrängen, wohin sie auch gehören. In die Tiefen der Vergangenheit…«

Mehr brauchte ich nicht zu sagen. Mandy hörte nicht mehr zu. Ich fühlte nach ihrem Herz- und Pulsschlag.

Nichts mehr.

Als Suko zurückkam und etwas melden wollte, schüttelte ich schon im voraus den Kopf. »Keinen Rettungswagen mehr, Alter.«

»Einen Leichenwagen?«

»Leider.«

Der Inspektor hob die Schultern. Er hatte sein Taschentuch genommen und tupfte auch aus seinem Gesicht das Blut.

Ich blieb neben Mandy Friedman knien und schloß ihr irgendwann die Augen…

ENDE